Geogr. miscell.

Sprengel.

Neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde.

Herausgegeben von

M. C. Sprengel und G. Forster.

Siebenter Theil.

Leipzig
bei Paul Gotthelf Kummer.
1791.

Vorrede.

Die fünf Aufsätze, welche hier im siebenten Bande der neuen Beiträge unsern Lesern mitgetheilt werden, behandeln folgende geographische und politische Gegenstände. Der erste entwickelt einige bisher wenig bekannte Zweige der portugisischen Staatsverfassung, und er ist größtentheils aus dem ersten Bande der Memoiren der neuen Lissabonner Academie der Wissenschaften gezogen. Er zeigt unter andern den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung des Königreichs und einzelner Provinzen zuverlässiger und genauer, als unsre

bisherigen statistischen Quellen von Portugal. Aus eben diesen sind auch die Nachrichten von gegenwärtigem Zustande des dortigen Landbaues und der großen Korneinfuhr aus fremden Staaten entlehnt, und wir werden künftig mit ähnlichen Beiträgen zur richtigern Kenntniß des portugisischen Reichs fortfahren, wenn die folgenden Abhandlungen jener gelehrten Gesellschaft ihrem Plan gemäß besondere Einrichtungen, oder Merkwürdigkeiten ihres Vaterlandes, oder dessen wenig bekannten Nebenländer ferner untersuchen werden.

Es sind zweitens aus *Innes Munros* Narrative of the military operations on the Coromandel Coast against the combined forces of the French Dutch and Hyder Ally. Lond. 1789 4. Bemerkungen über die Küste Coromandel und die Lebensart der Einwohner mitgetheilt. Der Verfasser hat darin manche eigene auf der Stelle gemachte Beobachtungen gesammelt, die, so oft auch diese Kü-

sie von andern schon beschrieben worden, dennoch manches interessante Factum enthalten, das wir bei andern vergebens gesucht haben. Vorzüglich glauben wir, daß das Detail einer indischen Armee, und die getreue Beschreibung eines indischen Feldzuges, unsern Lesern die großen Schwierigkeiten indischer Kriege besonders für europäische Handelsgesellschaften recht anschaulich machen werde.

Die im fünften Theil angefangenen Nachrichten von den neuesten Entdeckungen einiger Engländer im innern Afrika sind hier beschlossen. Sie gehören wie jeder aufmerksame Leser leicht einsehen wird, zu den wichtigsten geographischen Nachrichten unsrer Zeiten; so viel auch noch im innern Afrika zu entdecken übrig bleibt. Eben daher hielten wir es für Pflicht, sie in unsern Beiträgen aufzunehmen, ungeachtet wir vermuthen konnten und gegenwärtig wissen, daß andre geographische Sammlungen solche gleichfalls übersetzen

würden. Wir können nicht umhin hierbei anzumerken, daß die im 5. Th. S. 175 angeführte seltene Urschrift dieser afrikanischen Nachrichten für Liebhaber brittischer Lektüre jezt nicht mehr so schwer zu haben ist, sondern daß der Buchhändler Cadel in London in diesem Jahre eine wohlfeilere Octavausgabe unter dem Titel Procedings of the Association for Promoting the Discovry of the interior Parts of Africa drucken lassen. Bereits im 3. Theil unsrer neuen Beiträge haben wir aus den Asiatic Researches einiges über die Seiks und ihre Religionsgebräuche angeführt. Wir haben zufällig in einem neuern englischen Schriftsteller über Ostindien eine kurze Geschichte des ersten Patriarchen dieses Volks, ihrer ersten Verbindung und ihrer jezigen Verfassung gefunden. Da dieser Aufsaz nicht nur die Geschichte der Seiks in vielen Stükken aufklärt, sondern in demselben auch Nachrichten vorkommen, die wir bei keinem neuern Schriftsteller gefunden haben, so verdiente er in unsern Beiträgen um so mehr eine Stelle,

weil die übrigen Abschnitte der englischen Urschrift aus den bekanntesten Werken über Ostindien entlehnt sind, und das Ganze also schwerlich eine Uebersetzung verdienen dürfte. Zuletzt haben wir noch aus dem Februar des European Magazine von 1790 einen Brief des englischen Consuls in Alexandrien über den egyptischen Sklavenhandel, und das übrige Verkehr Egyptens mit den benachbarten Ländern abdrucken lassen, der Rainals und anderer Nachrichten von eben diesen Gegenständen seiner Kürze ungeachtet treflich erläutert.

Inhalt.

I.

Beiträge zur Portugisischen Staatsverfassung.

---

1. Bevölkerung.

Dieser Theil der portugiesischen Statistik war im Reiche selber lange in Dunkelheit verhüllt, weil die bisherigen Volkszählungen mit so geringer Genauigkeit gemacht wurden, daß beinahe die Hälfte der Einnahme in den gewöhnlichen Listen fehlte, oder die Regierung ihre richtigern Kenntnisse der Landesbevölkerung dem Publikum nicht vorlegte. Aus so mangelhaften Zählungen, worin die zahlreiche Clerisei nicht mit verzeichnet war, vorzüglich aus der von 1732, die Herr Büsching zuerst aus Limas Geographie in Deutschland bekannt machte *), sind die meisten Angaben geflossen, welche sich in mehrern kleinen und großen Handbüchern der europäischen Staatskunde finden. Nach diesen ward Portugals Volksmenge höchstens auf 1800,000 oder genauer auf 1,742,807

*) Büschings Magazin für die neue Geschichte und Geographie 1. Th. S. 265.

Seelen angenommen, weil Limas Zählungen für zuverlässig gehalten wurden. Allein ihre Fehler und Unrichtigkeiten fallen bei einer kurzen Prüfung in die Augen. So fehlen in Limas Registern, 32 Kirchspiele der Provinz Traz os Montes, die sämtlichen Einwohner des östlichen Theils von Lissabon oder der ganzen Hälfte der Hauptstadt, die bei der Errichtung des Patriarchats der geistlichen Jurisdiction ihres Erzbischofs entzogen wurden, imgleichen die Comarcas von Estremadura jenseit des Tagus nebst der Stadt Setubal. Lima selber widerspricht sich auch an verschiedenen Stellen seiner Erdbeschreibung bei der Volksmenge einzelner Provinzen, so daß man Gründe genug hat, auch selbst die genauesten Listen ganzer Provinzen, in denen man keine der obigen Lücken bemerkt, in Zweifel zu ziehen. Unter andern hat Algarbien in den allgemeinen Tabellen der gesammten Volksmenge 18,873 Feuerstellen und 63,688 Seelen. In der genauern Beschreibung aber dieser kleinen Provinz *) giebt er ihr 21,542 Feuerstellen, und 70,436 Einwohner. Neuere portugisische Politiker beurtheilen den Werth seiner Angaben auf gleiche Art, und Herr Soares de Barros, ein Mitglied der Lissabonner Akademien, schildert selbige in dem ersten Bande ihrer Abhandlun-

*) LIMA Geographia T. II. S. 327.

lungen *), welche ich durch Gnädige Mittheilung Sr. Excellenz des Hr. Grafen von Herzberg hier benutzen kann, folgendermaßen. Lima vermindert die Volksmenge des Königreichs über die Hälfte. Seine Listen wimmeln von Nachlässigkeiten, Fehlern und Verirrungen. Bisweilen berechnet er die Volksmenge nach den Feuerstellen, bisweilen nach den Communicanten, ja hin und wieder verwirrt er sich in seinen Angaben so arg, daß er nur zwei Personen auf die Feuerstelle rechnet, wie bei dem Kirchspiel S. Sebastian de Padreira, wo er 423 Feuerstellen, und 800 Einwohner zählt.

Man möchte indessen immerhin seine Angaben als die richtigsten für 1732 annehmen, für die gegenwärtige Bevölkerung nur können sie nicht mehr zum Maaßstab dienen, da Portugal nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge seine Bevölkerung ebenfalls wie andere europäische Länder vermehrt haben muß. Um so mehr da Portugal während dieses Zeitraums innerhalb seinen Grenzen nur einen kurzen einjährigen Krieg geführt hat, da der Menschenverlust,

*) Memoria sobre as cauzas da differente Populaçao de Portugal em diversos tempos da Monarquia, im ersten Bande der Memorias oeconomicas da Academia Real das Sciencias de Lisboa, S. 123. 2c.

den das Reich durch das Erdbeben von 1755 litt, längstens wieder ersetzt ist, und die Regierung seitdem unablässig bemüht gewesen, nützliche Gewerbe zu befördern, und vorzüglich Akkerbau und Fischereien zu vermehren. Diese Vermehrung zeigt sich auch in allen Provinzen des Königreichs, wenn man solche Volkslisten, in Limas Verzeichniß, die mit größerer Genauigkeit, als die übrigen zusammengetragen sind, mit neuern Berechnungen sachkundiger Einländer vergleicht. Von den sechs Provinzen, worin Portugal vertheilt ist, habe ich in dem ersten Theil der Lissabonner Akademie die neuern Zählungen von drei Provinzen von Algarbien, Entre Minho e Douro, und Alemtejo gefunden. In allen diesen lebten mehr Einwohner als 1732 oder 1766, und da die angeführten Provinzen vor den übrigen, wenn wir Entre Minho e Douro ausnehmen, keine natürliche Vorzüge haben, so läßt sich hieraus schliessen, daß in Estremadura, Beira und Traz os Montes die Bevölkerung in gleichem Maaße zugenommen habe, welches auch der Distrikt Chaves in der letzten Provinz bestätigt. Das kleine Algarbien, welches wie Lima schrieb, 70,436 Einwohner hatte, zählt nach den genauern Listen des dortigen Generalkapitains, des Grafen Valdereis gegenwärtig 93,472 Seelen. Von diesem nähren

sich nur 6521 Ackerleute, die Korn bauen, und nur 5575 als Tagelöhner *).

Ferner wurden in der Provinz Entre Douro e Minho, die jetzt so bevölkert ist, daß man darin keinen unangebauten Fleck findet, und die Wohnungen auf dem platten Lande beinahe an einander stoßen †), im Jahr 1789 gezählt 223,495 Feuerstellen und 900,000 Einwohner. Herr Barres hält (S. 144) diese Zahl noch für zu geringe und meint, da man in dieser Provinz gewiß 5 Seelen auf jede Feuerstelle annehmen könne, ihre Bevölkerung steige gewiß an 1,174,475 Personen. Entre Minho e Douro ist nach Silveira 1169½ deutsche Quadratmeilen groß, folglich leben hier nach seiner Zählung 6555$\frac{9}{11}$ Seelen auf jede Quadratmeile. Nach Lima aber waren in dieser Provinz nur 92,547 Feuerstellen, und kaum die Hälfte der heutigen Einwohner, nämlich nur 430,372 Seelen vorhanden. Selbst Alemtejo, die unfruchtbarste volkarmste Provinz, wenn gleich der dritte Theil des ganzen portugiesischen Heeres darin seine Quartiere hat, besitzt eine größere Volksmenge gegen vorige Zeiten. Im Jahr 1732 will man hier nur 265,223 Seelen gefunden haben, und nach

*) Vandelli sobra la preferencia, que em Portugal se deve dar a Agricultura sobre as Fabricas p. 246.

†) Silveira sobre o Agricultura e Populaçao da Provincia de Alem-Tejo S. 51.

neuern Untersuchungen waren 330,000 vorhanden. Eben dieses Resultat erweisen kleinere Distrikte im Reich, deren Bevölkerung in neuern Zeiten untersucht worden. Das kleine Bisthum Portalegre hat von 1732 bis 1789 seine Feuerstellen von 7552 bis 8762, und seine Einwohner von 27,411 bis 32,692 vermehrt *). Ein anderer Distrikt in der Provinz Traz os Montes, der 28 portugiesische oder $19\frac{1}{6}$ deutsche Quadratmeilen Oberfläche hat, das Concelho Chaves zählte 1732 nur 6137 Feuerstellen und 18,400 Einwohner, 1789 hingegen 7073 Feuerstellen 33,800 Einwohner **).

Ehe portugiesische Gelehrten Limas Berechnung widerlegten, die aus deutschen Handbüchern in die statistischen Werke der Ausländer aufgenommen wurde, trat 1775 schon der unbekannte Verfasser des Etat present de Portugal gegen Lima auf, und vermehrte die bisher geglaubte Volksmenge des Reichs, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, auf 2,225,000 Seelen, welche er folgendermaßen auf die sechs Hauptprovinzen vertheilte, dabei aber überall sehr von Lima abwich.

*) Nach dem Almanac de Lisboa 1790 S. 433 waren unter dieser Anzahl Erwachsene 25,792 Kinder 6896. Vom männlichen Geschlechte 15,972 Personen.

**) S. da Costa Agronomia relativa ao Concelho de Chaves T. I. de Memorias S. 351 ꝛc.

	Etat present.	Lima.
Entre Minho e Duro	504,000 S.	430,372
Traz os Montes	156,000 —	135,808
Beira	560,000 —	550,856
Estremadura	660,000 —	296,860
Alemtejo	280,000 —	265,223
Algarbien	65,000 —	63,688
	2,225,000	1,742,807

Ungeachtet manche Zahlen, wie unter andern bei Algarbien sichtbar ist, schwerlich die wahre Volksmenge von 1766 anzeigten, Herr von Junk sich auch bemühete in der Vorrede seiner portugiesischen Grammatik, das ganze Werkchen als die Arbeit eines schreibseligen Stoplers um allen Credit zu bringen, so ward doch von vielen deutschen politischen Schriftstellern nach dieser Angabe Portugals bisherige Bevölkerungsliste verbessert.

Es war freilich zu vermuthen, daß in Portugal genauere Volkslisten existirten, oder daß die neue Academie der Wissenschaften, deren Hauptzweck mit ist, genaue Beschreibungen des ganzen Reichs zu entwerfen, bald über diesen Gegenstand Licht verbreiten würde. Dies ist auch im ersten Bande ihrer Schriften geschehen. Gründet sich nun gleich diese neue Berechnung, die Herr Barros und andere darüber angestellt haben, nicht auf genaue

Zählungen, oder scheinen gleich diese Gelehrte nicht alle wirklich vollständige Zählungen einzelner Provinzen gekannt zu haben; wie von Algarbien sichtbar ist, so belehren sie uns doch, daß im Königreich eine Million Menschen mehr vorhanden sind, als man bisher geglaubt hat. Herr Barros erhielt die 1776 verfertigte Listen aller Feuerstellen im Reich, die Portugal dem Eifer des Intendanten der Polizei Herrn von Pina Manique verdankt. Nach diesem wurden in ganz Portugall 744,980 Feuerstellen gezählt, doch mit Ausnahme der Comarcas, Pinhel, Lamego, Thomar, Leiria und Setubal, welche in dem Verzeichniß fehlten. Um also die Häuserzahl vollständig zu haben, fügte er sie aus Limas Geographie hinzu, jedoch ohne die wahrscheinliche Vermehrung mit zu rechnen, die diese Comarcas gleich andern Distrikten des Königreichs in diesem Zeitraum erfahren mußten. Wenn man diese wahrscheinliche Vermehrung zu den 744,980 wirklich gezählten Häusern hinzufügt, so hat man erst die wahrscheinliche Zahl der Feuerstellen, um darnach die Menschenzahl zu berechnen. Nun befanden sich 1732 in obigen fünf Comarcas 89,704 Feuerstellen. Da überall in Portugal, selbst in dem unbevölkerten Alemtejo, Häuser und Menschen zugenommen haben, so war auch von diesen Comarcas dergleichen zu vermuthen. In den verschiedenen Abhandlun-

der Akademie der Wissenschaften kann man mancherlei Beweise dieser Vermehrung finden, folglich ließ sich hieraus die ungefähre Volksvermehrung der im Verzeichniß von 1776 fehlenden Distrikte berechnen. Um indessen keine zu hohe Zahl zu bekommen, oder um nicht etwa mehr neue Wohnungen und Häuser anzunehmen, als sich vielleicht in diesem fünf Comarcas befanden, so habe ich ihren 44jährigen Zuwachs nur nach dem wenig bevölkerten Bisthum Portalegre, und nach dem Distrikt Chaves berechnet. Meinen Rechnungen zufolge waren in dieser Zeit, wenn die Vermehrung der Feuerstellen in gleicher Progression mit dem ganzen Königreich fortgieng, die Feuerstellen von 89,704 bis 104,010 gestiegen. Folglich wurden zu den von Barros angezeigten 744,980 Feuerstellen, 14,306 neue als die wahrscheinliche Vermehrung jener fünf Camercas hinzugefügt, und die Zahl aller Feuerstellen war 1776 wahrscheinlich 759,286 *).

*) Diese Häuserzahl ist indessen von einer andern sehr verschieden, die Herr Barros S. 141 seiner Abhandlung ebenfalls anführt, und die von der Geistlichkeit zur Zeit der neuen Vertheilung der Bisthümer mit großer Sorgfalt gemacht worden. Hier werden nur 633,432 Feuerstellen gezählt, oder 111,548 weniger als Herr Barros annimmt. Mir ist es unbegreiflich, wie dieser Verfasser die geringere Zahl als genau und vollständig rühmen und dennoch seine größere von dieser so sehr verschiedenen bei seinen Berechnungen zum Grunde legen können.

Nach der ersten Häuserzahl berechnet Herr Barros die wahrscheinliche Bevölkerung seines Vaterlandes, indem er fünf Personen auf jede Feuerstelle annimmt. Er hat bei diesem Verfahren freilich das Beispiel Spaniens, Irrlands und anderer Länder vor sich, in denen man eben so viel Menschen auf ein Haus oder eine Feuerstelle rechnet, und bringt also für ganz Portugal 3,724,900 Einwohner heraus. Aus verschiedenen speciellen Verhältnissen der Einwohner zu den Feuerstellen, in einzelnen Gegenden des Königreichs kann man aber schwerlich fünf Personen auf jedes Haus durch ganz Portugal rechnen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß jede Feuerstelle nur 4 und ein vierzehntheil Einwohner beherbergt, wie die verschiedenen Verhältnisse einzelner Provinzen und Distrikte beweisen, von denen beide durch Zählungen bekannt sind. Nach diesem Verhältniß leben also auf 759,286 Feuerstellen 3,091,378 Seelen, oder um eine runde Zahl zu brauchen, kann man für die europäischen Besitzungen dieses Reichs sicher 3,090,000 Seelen annehmen, bis vollständige Zählungen diese oder eine größere Menschenzahl ausser allem Zweifel setzen.

2. Größe des Reichs.

Nach den neuesten Karten ist dessen Grösse bisher bald auf 1711, bald auf 1845, ja

gar auf 2000 deutsche Quadratmeilen berechnet worden. Allein Herr Barros bestimmt sie (S. 145) zu 2730 legoas quadradas. Da nun 18 portugisische Meilen 15 deutsche, oder 36 legoas quadradas 25 deutsche Quadratmeilen betragen, so ist Portugal 1896 d. Quadratmeilen groß, oder Herr Büsching in seiner Berechnung der wahren Größe am nächsten gekommen. Die fruchtbare Provinz Entre Minho e Douro enthält 244 legoas quadradas oder 169 ½ deutsche Quadratmeilen.

3. Ueber Lissabon.

Die Zahl der Einwohner dieser Hauptstadt scheint selbst im Reiche nicht ganz bekannt zu seyn, Herr Barros schätzt sie zwar auf 127,000 Seelen, jedoch ohne anzuführen, worauf er seine Angabe gründe. Nach der ehemaligen Bevölkerung, dem zunehmenden Handel, und der sich jährlich seit dem Erdbeben vermehrenden Häuserzahl, sollte man eine größere Volksmenge vermuthen, die auch neuere Statistiker bis auf 200,000 Seelen erhöhen. Indessen läßt sich noch zur Zeit Barros Angabe aus den in Deutschland zugänglichen Quellen nicht widerlegen. Die jährlichen Geburts- und Sterberegister sind nur von wenigen Jahren bekannt, und unter den Verstorbenen sind weder die Geistli-

chen noch die fremden Religionsverwandten begriffen, die besonders vom Handelsstande sehr zahlreich sind, daher auch der gewöhnliche Multiplikator für große Städte, bei diesen Listen die abweichendsten Zahlen giebt. So wurden 1788 in der Hauptstadt geboren 7041 Kinder, verheirathet 1560 Paar, und es starben 5154 Personen. Im folgenden Jahre 1789 wurden geboren 6561 Kinder, verheirathet 1598 Paar, und es starben 5386 Personen. Daß indessen die Bevölkerung der Hauptstadt zunehme, beweisen sowohl die neuen Kirchspiele, als die jährlich neuerbauten Häuser. Vor dem Erdbeben zu Lissabon war die Stadt in 37, jetzt in 40 Kirchspiele vertheilt, von denen 4 über 2000, eilf über 1000, und die übrigen von 300 bis 900 Feuerstellen enthalten. Die sämtlichen Feuerstellen wurde 1780 gezählt, und man fand 33,764. In den folgenden zehn Jahren waren sie mit 4338 vermehrt, und 1790 in Lissabon 38,102 vorhanden *). Da man nun wohl für die Hauptstadt, wegen des Hofes, der höchsten Collegien, des zahlreichen Adels, und des blühenden Handels wenigstens fünf Personen auf jede Feuerstelle rechnen kann, so würde nach dieser Rechnung Lissabon wenigstens 190,510 Einwohner haben, oder es ist wahrscheinlich, daß die bisherige Schätzung von 200,000 See-

*) Almanac de Lisboa para. 1790 S. 429.

len der wirklichen Bevölkerung näher kommen, als Barros Angabe von 127,000 Seelen.

Die Fleischconsumtion dieser Hauptstad war nach dem Lissabonner Almanach v. 1790 für dieses Jahr folgendermaßen beschaffen. Es wurden hier und für die Fleischbänke von Belem, Alcantara, uud Boa Morte geschlachtet 27,985 Stück Rindvieh, welche 324,895 Arroben an Gewicht hatten, 1279 Kälber am Gewicht 6033 Arroben, 27,562 Hämmel am Gewicht 18,730 Arroben, Schweine 6957 an Gewicht 20,109 Arroben, todte Spanferkel 4970, welche 10,862 Arr. wogen. Lissabon und andere Seehafen dieses Reichs sind sonst die ansehnlichsten Fischmärkte der nordischen Nationen und Portugal bezahlt den Ausländern jährlich für Fischwaaren eine Million Crusaden *). In der Hauptstadt kamen 1789 60 fremde mit Fischen beladene Fahrzeuge an, die blos an Stockfisch 59,073 Centner einführten.

Der Handel von Lissabon beschäftigt gewöhnlich 2000 Schiffe, die ein- und ausgehenden zusammengerechnet. Im Jahr 1789 liefen hier 892 Schiffe ein, von denen nur 252 portugisische waren. Diese kamen größtentheils aus Brasilien, vorzüglich von Fernambuc, Maranhon, Bahia und Janeiro. Ueberhaupt be-

*) De Barros sobre os grandes beneficios de Sal commun. S. 15.

schäftigte der brasilische Handel 130 Schiffe. Der afrikanische nur 2 Fahrzeuge, die von Capoverde einliefen, wahrscheinlich aber bringen die brasilischen, vorzüglich aber indische Schiffe afrikanische Waaren mit. Aus Ostindien kamen 12 Schiffe nach Lissabon, sechs von Macao, und drei von Bengalen, wohin die Portugiesen viel Maderawein versenden. Von europäischen Schiffen besuchten in diesem Jahre Lissabon 640. Unter diesen waren 286 englische Handelsschiffe, Packetbote 29, Kriegsschiffe 6, Franzosen 81, Nordamerikaner 75, Holländer 64, Dänen 24, Venetianer 12, Hamburger 10, Preussen 7, Ragusaner 7, Kaiserliche 6, Lübecker 5, Bremer 4, Schweden 2, Russen 1, und Genueser 1.

4. Portugisische Geistlichkeit.

Der Cardinal von Lissabon, den Johann V. mit so ungeheuern Kosten seinem Reiche verschaffte, und so reichlich dotirte, ist jetzt ganz an die Stelle des eingegangnen Erzbischofs von Lissabon getreten, und dessen Suffragan-Bischöfe dem Patriarchen und den übrigen Erzbischöfen zugetheilt worden. Doch sind dem Patriarchen mehr Bischöfe als den andern Metropolitanen in und ausser dem Reiche unterworfen. In Portugal stehen unter ihm Lame-

go,

go, Leira, Garda, Castellobraneo und Portalegre. In den Nebenländern, Funchal in Madeira, Angra in Tercera, und Para nebst Maranhaon in Brasilien. Die Menge der vornehmen und geringen Geistlichen, die bei der Kathedralkirche angestellt sind, steigt auf 136 Personen, die zusammen 250,000 Crusaden Einkünfte haben, die Revenuen des Patriarchen und der Kirche nicht mitgerechnet. Sie bestehen aus 12 Principalen, die des Patriarchen Cardinalcollegium vorstellen, wie die Cardinäle gekleidet sind, den Excellenztitel führen, und Primarios, Presbyteros, Diaconos heissen. Jeder von den Primarios genießt jährlich 400,000 Reis, und die übrigen jeder 12000 Crusaden. Aus 35 Prelados mitrados, die den Titel Illustrissimo führen, nebst einem Gehalt von 4000 Crusaden, dreizehn Conegos Presbyteros mit 100,000 Reis Gehalt und dem Titel Senhoria. Ausser diesen sind bei der Kirche angestellt 44 Beneficiados, 12 von der alten und 32 von der neuen Stiftung. Die erstern haben reichlicher Einkommen als die letzten, zusammen 700,000 Reis, und diese nur überhaupt 500,000 Reis. Noch gehören zu dieser Kirche 32 Clerigos Beneficiados mit 250,000 Reis Einkünfte.

Die Ordensgeistlichkeit im Reiche ist dagegen lange so zahlreich nicht, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und statt der 900 Klöster, die man bisher dem Reiche gegeben, sind darin in allem nur 519 vorhanden, einige kleine Brüderschaften ungerechnet, die den Ordensgeneralen nicht untergeordnet sind. Davon gehören den Mönchen 415 und 104 den Nonnen, die männlichen Klöster gehören folgenden Orden und Congregationen.

	Convente.	Collegien.
Congreg. das Conegos regrantes d. S. Agoſtinho.	3	2
Cong. da divina Providencia.	1	
C. dos Clerigos Seculares d. S. Camillo de Lelis.	6	
C. dos Conegos Seculares de S. Ioaõ Evangeliſta.	8	
C. do Oratorio de S. Filippo.	6	
G. dos Clerigos regulares da Miſſaõ.	3	
Augustiner Beschuete.	18	
Ungeschuete.	21	
Benedictiner.	22	
Bernhardiner.	14	

	Convente.
Orden des H. Bruno.	2
Carmeliter.	12
Carmeliter ungeschuete.	18
Deutsche Carmeliter.	1
Orden v. Christo (Thomaristas).	3
Dominicaner.	20
Irländische.	1
Orden v. H. Franz v. Paula.	2
Hieronymiten.	9
Orden v. Johann de Deos.	15
O. v. Jesus v. Nazareth der Buße.	1
O. v. uns. lieben Frau d. Gnade.	1
O. v. S. Paul dem ersten Eremit.	17
Unbeschuete Eremiten.	2
Mönche des Abts S. Anton.	1
M. da Conceicao Suffragadores das Almas do Purgatorio.	4
Trinitarier.	9
Ungeschuete.	2
Franciskaner.	191
	415

5. Handel von Oporto.

Aus diesem wichtigen Handelsplatz wurden 1789 exportirt 35,600 Pipen Wein, jeder von 21 Almudas nach Lissabon, Amerika und fremde Länder.

4,989,000 Ellen Leinwand nach Lissabon, Amerika und andere Länder.

40,000 Ellen grobe Hanfleinwand.

92,000 Ellen Tuch, und andere Wollenzeuge aus der Fabrik von Cavilham und Porto.

110,000 Dutzend verschiedener Arten Fayence aus den Fabriken von Porto.

8500 Pipen Oel nach Brasilien und ausser dem Reiche.

10,500 Kisten weissen muscobade Zucker, ausser dem Reiche.

56,000 Arroben Sumack, Weinstein, Lorbeerblätter und Orangeschalen.

1200 Centner Lorbeeren.

900,000 Stück süße und bittere Orangen.

8000 Citronen, alles ausser dem Reiche.

500,000 Ellen Borten, Bänder u. d. gl.

150,000 Ellen Seidenzeuge *) größtentheils aus den Fabriken dieser Stadt nach Brasilien.

6. Portugisische Ackerbau und Getraide-einfuhr.

Fremdes Getraide ist den Portugiesen, bei aller gerühmten Fruchtbarkeit ihres Landes, eine Waare, die sie gewöhnlich mit dem sechsten Theile ihrer Ausfuhr bezahlen müssen, und die sie nach aller Wahrscheinlichkeit für ihre Bedürfnissen selbst ziehen oder hinlänglich aus den Azoren und Brasilien einführen könnten. Die Ursachen, welche bisher die Verbesserung des Landbaues verhindert haben, sind theils dem Lande eigen, theils mit andern südlichen Ländern gemein. Eine der vornehmsten ist der große Volksmangel auf dem platten Lande, und der mannichfaltige Druck, unter dem die untern Stände erliegen, daher sie so zahlreich nach Brasilien auswandern,

*) Von den portugisischen Seidenfabriken ernähren sich schon 27,000 Seelen. (Vandelli S. 247) die vornehmsten sind zur Zeit in der Stadt Braganza.

und ein großer Theil armer Gallicier in manchen Provinzen den Acker bestellen muß. Vandelli berechnet *), daß zum Unterhalt des Reichs wenigstens 616,000 Feldarbeiter nöthig sind, daß aber an dieser Zahl selbst die vorerwähnten Gallicier mitgerechnet, mehr als ein Drittheil fehlen. In ganz Algarbien zählt man gegenwärtig nur 6521 Feldbauer, und 5575 Tagelöhner. Das Reich leidet vorzüglich in der heissen Jahreszeit Wassermangel. Es hat wenig Flüsse und Ströme, und selbst die grösten wie der Tajo, versiegen im Sommer, daß man sie fast trocknes Fußes durchgehen kann. Wegen der geringen Viehzucht fehlt es an Dünger, und die Bestellung des Akkers ist wegen der schlechten Geräthschaften und der wenigen Mühe, die der Bauer anwendet, die Felder aufzulockern, höchst erbärmlich. Einige Gegenden des Reichs sind zu gebirgicht, um Korn hervorzubringen, in andern sind die Weinberge dem Ackerbau hinderlich. Ein jeder großer und kleiner Ort hat ausgedehnte Gemeindefelder, die blos als Weide oder wegen des darauf wachsenden Gesträuchs zur Feurung benutzt werden, und sind gleich solche in neuern Zeiten unter die Gemeinde vertheilt worden, so gewann dadurch der

*) Sobre a preferencia, que em Portugal se deve dar a Agricultura sobre as Fabricas. q. 248.

Ackerbau wenig oder nichts, weil die Vornehmen und Reichern gerade die besten Stücke, die grössere Menge der Unvermögenden aber die unfruchtbarsten erhielt, deren Anbau ihre Kräfte überstieg *). Der Müßiggang und der Hang zur Bettelei ist unter dem gemeinen Volke beinah unglaublich. Schaarenweise durchziehen Bettler die Provinzen, vorzüglich in Alemtejo. Achtzig bis hundert dieser faulen Herumtreiber bestürmen bei Hochzeiten und Kindtaufen die Wohnungen des Landmanns, und erhalten von ihm, was sie verlangen, entweder aus Furcht vor ihrer Rache, oder übelverstandenen christlichen Mildthätigkeit. Es giebt überall privilegirte Bettler, die Geld für Seelmessen sammeln, und zum Theil sind ihnen Distrikte für eine bestimmte Summe verpachtet **). Ueberall ziehen gesunde und starke Bettler mit heiligen Bildern umher, um Almosen für diesen und jenen Schutzpatron zu sammeln, wovon sie seiner Capelle selten über ein Zehntel der eingegangenen milden Gaben berechnen. Die Menge der Pilgrimme, welche nach Compostel das Königreich durchbetteln, verursachen dem Lande und den Einwohnern gleichen Schaden,

*) Silveira sobre a Agricultura do Alemtejo p. 76.

**) Silveira S. 84.

und portugisische Politiker empfehlen der Regierung die Abhelfung dieser landverderblichen Uebel mit patriotischem Eifer.

Nicht minder leidet der Ackerbau durch die übertriebene Menge der Fest- und heiligen Tage. Der vorherangeführte Silveira berechnet den Gewinn fürs Reich durch Abschaffung von 23 solcher Tage wie S. Lorenz, S. Philipp, S. Anna, S. Simeon ꝛc. nach einer sehr mäßigen Schätzung auf 3,450,000 Crusaden. Er glaubt, von der ganzen Volkszahl, die er nicht höher als 2 Millionen annimmt, wären nur 600,000 Bauern, Handarbeiter und Tagelöhner. Jeder verdient an einem Arbeitstage wenigstens 100 Reis (4 Gr.) und sie verlieren insgesammt an jedem dieser Festtage 150,000 Crusaden. Von dem weiblichen Geschlecht, das in den nördlichen Provinzen wie die Männer auf dem Felde arbeitet, berechnet er nur 200,000 Personen, deren Hände an diesen Tagen unbeschäftigt sind. Bei dem allen könnten 108 deutsche Quadratmeilen, von der ganzen Oberfläche des Reichs ordentlich angebauet, dessen Einwohner hinlänglich mit Getraide versehen.

Wie viel Korn das ganze Königreich braucht oder wie viel dessen eigne Aernte jährlich liefern,

ist zur Zeit nicht zuverlässig bekannt, weil es dar- über an genauen Listen fehlt, und einheimische Schriftsteller ganz verschiedene Resultate aus ihren gemachten Erfahrungen ziehen. Nach Barros braucht das Reich jährlich für 4 Million Crusaden fremdes Getraide, eine Berechnung, die ungefähr durch die jährliche Korneinfuhr der Hauptstadt bestätigt wird, woher die sämmtlichen Provinzen wahrscheinlich ihre meisten Fremden Kornbedürfnisse kaufen. Vandelli schlägt aber diesen jährlichen Geldausfluß für die ersten Lebensbedürfnisse auf 5 und eine halbe Million Crusaden an. Dies fremde Korn wird grösten- theils in den südlichen Provinzen verbraucht, denn Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Beira, und ein Theil von Estremadura bauen hinlänglich für ihre Consumtion, um so mehr, da in diesen Gegenden Hirse die gewöhnliche Nahrung der Einwohner ist. Vandelli berech- net (S. 168) die Getraideconsumtion des gan- zen Königreichs auf 924,000 Mojos, jeden zu 60 Alquieres, davon 236 eine hamburger Last ausmachen. Zu Brodkorn werden jährlich an Waizen, Hirse und Rocken verbraucht 800,000, an Haber und Viehfutter 80,000, und zur Saat 44,000 Mojos. In dieser Berechnung ist aber nicht angemerkt, wie viel davon im Reiche erzeugt werde, um die fremde Einfuhr zu bestimmen. Bar-

ros versichert, die fremde Korneinfuhr verminde-re sich von Jahr zu Jahr. Haber werde beinah gar nicht mehr eingeführt. Dies widerspricht aber der Kornhandel von Lissabon, welches in den zehn Jahren von 1778 bis 1787 blos an Haber 133,379 Mojos aus der Fremde bekam. Die Reisausfuhr aus Carolina habe aufgehört. Freilich wurden sonst von Carolina jährlich 30,000 tausend Fässer eingeführt; diese hat aber der Hof seit 1782 verboten. Dahingegen geht aus Brasilien viel Reis ein. Er will daher auch die gewöhnliche Berechnung der fremden Korneinfuhr, die er vorher auf 4 Millionen Crusaden schätzte, auf 2,650,000 Crusaden vermindern. Herr Barros geht noch weiter, er behauptet, Portugal habe Getraide genug für seine sämtlichen Einwohner bis auf etwa hundert tausend, oder nach einem bestimmtern Detail bedurften nur 98,180 Portugisen der fremden Einfuhr. Er berechnet ferner auf jede Person einen halben Mojo, folglich erhielte das Königreich jährlich aus dem amerikanischen Freistaat und dem nördlichen Europa nicht mehr, als 49,090 Mojos.

Schwerlich hat Herr Barros seine Sätze aus wirklichen Registern, sondern nur aus muthmaßlichen Berechnungen gezogen, denn sie wi-

derſprechen gerade andern glaubwürdigen Nachrichten über eben dieſen Gegenſtand. Ohne uns bei der zu arithmetiſch abgezirkelten Zahl der aus der Fremde ernährten Portugiſen aufzuhalten, ſo werden zuverläſſig mehr Menſchen durch die fremde Korneinfuhr nicht nur in den ſüdlichen ſondern auch in den mittlern Provinzen, den Weingegenden und der Hauptſtadt Liſſabon unterhalten. In Alemtejo, wo man nach dem neueſten Beobachter dieſer Provinz viele Meilen reiſen kann, ohne ein Dorf, eine Wohnung anzutreffen, werden allein ſo viel Menſchen durch fremde Zufuhr erhalten. Nun noch Algarbien, von welcher Provinz wir zuverläſſig wiſſen, daß dorten fremdes Getraide für wenigſtens 38,490 Perſonen eingeführt wird *).

Doch eine zuverläſſige genaue Tabelle der beträchtlichſten portugiſiſchen Korneinfuhr der Hauptſtadt Liſſabon in einer unſerer geleſenſten deutſchen Zeitſchriften widerlegt Herrn Barros hinlänglich, Liſſabon allein erhält mehr Getraide jährlich als er fürs ganze Königreich annimmt, und da auſſerdem andere portugiſiſche Seehäfen Korn aus der Fremde erhalten, ſo wird höchſt wahrſcheinlich noch mehr fremdes Korn im Reiche verkauft, als die meiſten ein=

*) Vandelli S. 246.

einheimischen Politiker glauben, und das Reich bezahlt für diesen Artikel, wie gleich gezeigt werden soll, 4 bis $5\frac{1}{2}$ Millionen Crusaden.

Nach der vorher bemerkten Tabelle *) wurden in der Hauptstadt in dreizehn Jahren von 1778 bis 1787 auf der Lissabonner Kornbörse verkauft an fremden und einheimischen Getraide 1,013,750 Mojos, am Werth 55,49,737 Crusaden. Der Verkauf des fremden Korns stand nach dieser Berechnung mit den einheimischen und was aus den Azoren nach der Hauptstadt gieng in folgendem Verhältniß, wie 8 zu 3. Oder das Reich mußte in dieser Periode fremden Nationen für 725,872 Mojos allerlei Korn 40,281,319 Crusaden bezahlen. Die wirkliche fremde Einfuhr war nach den einzelnen Jahren folgendermaßen beschaffen.

*) In Meiners und Spittlers historischen Magazine 6. B. 4. St.

	Waizen.				Summe der ganzen Korneinfuhr.				Werth der ganzen fremden Korneinfuhr.			
1778	40,739	Mojos.	$7\frac{5}{8}$	Alquiers.	56,154	M.	$3\frac{1}{8}$	Alqu.	3,076,326	Crusaden.	107	Reis.
1779	42,176	—	12	—	67,084	—	9	—	3,744,522	—	133	—
1780	76,154	—	49	—	102,270	—	$15\frac{1}{2}$	—	5,643,468	—	192	—
1781	59,133	—	54	—	77,244	—	$49\frac{1}{2}$	—	4,283,739	—	192	—
1782	35,926	—	$32\frac{1}{2}$	—	46,656	—	$47\frac{1}{4}$	—	2,392,490	—	60	—
1783	15,646	—	$13\frac{1}{2}$	—	20,194	—	$53\frac{1}{4}$	—	1,057,354	—	212	—
1784	29,426	—	$32\frac{1}{2}$	—	49,333	—	41	—	2,959,641	—	166	—
1785	66,216	—	$40\frac{1}{2}$	—	105,166	—	$\frac{1}{2}$	—	5,360,802	—	35	—
1786	77,776	—	5	—	109,193	—	$18\frac{3}{4}$	—	6,390,388	—	330	—
1787	75,415	—	27	—	92,574	—	59	—	5,372,590	—	188	—
	528,602	Moj.	43	Alqu.	725,872	Moj.	$57\frac{3}{8}$	Alqu.	40,281,319	Crusaden.	15	Reis.

Mit diesen Listen stimmt Vandellis Schäzzung der fremden Korneinfuhr ziemlich überein, so weit beide im Ganzen verschiedene Angaben übereinstimmen können. Denn die ersten enthalten blos die Einfuhr der Hauptstadt, woher freilich die südlichen kornarmen Provinzen versorgt werden, die leztere aber schäzt die Korneinfuhr des ganzen Reichs mit Ausschluß des jährlich importirten Habers, davon in der vorher angeführten Periode die Hauptstadt jährlich 13,337 Mojos zu erhalten pflegte. Nach Vandelli führen die Fremden jährlich zwischen 77, und 80,000 Majos allerlei Getraide ein, dafür das Reich gewöhnlich 5½ Million Crusaden bezahlen muß. Da nun Lissabon in dem angeführten zehn Jahren im Durchschnitt jährlich 72,500 Mojos Getraide aus der Fremde erhalten hat, Herr Vandelli aber in seiner Berechnung die gesammte Einfuhr von fremden Haber wegläßt, auch unmöglich angenommen werden kann, daß sich die fremde Korneinfuhr blos auf die Hauptstadt einschränke, so kann man seine Angabe wohl als die sicherste und zuverlässigste in dieser Handelsmaterie annehmen. Herr Vandelli hat ausserdem, als Deputirter der königlichen Junta des Ackerbaues, des Handels und der Fabriken über den Kornhandel seines Vaterlandes, die ausführlichsten und besten Nachrichten befragen können.

II.

Zerstreute Bemerkungen
über die
Küste Coromandel,
die
dortigen Einwohner, Lebensart der Europäer, ihre Armeen, Läger und Feldzüge.

Aus Munros Geschichte
des Krieges gegen Hyder Ally gezogen.

In dem Verhältniß wie unser Geschwader sich Madras näherte, stieg unsre Neugierde in Absicht auf die Bequemlichkeiten, die wir dort zu erwarten hatten, und die Sitten der Einwohner. Alles dieses beschrieben uns die Schiffsoffiziere auf das allergünstigste. Aber leider hatten wir bald Gelegenheit die Erfahrung zu machen, daß ihre Erzählungen sich mehrentheils auf bloße mündliche Nachrichten und selten auf eigne Beobachtungen gründeten. Indem diese Herrn sich mehrentheils nur einige wenige Wochen in den indischen Seeorten aufhalten, und noch dazu den größten Theil dieser Zeit in den dunkeln Kerkern zubringen, die man hier Kaufmannsgewölbe nennt, um ihren kleinen Privathandel auf das vortheilhafteste zu betreiben.

Die Brandung auf der Küste von Coromandel hatte man uns in einem so furchtbaren Lichte beschrieben, daß ich mir vorstellte,

als wir schon im Begriff waren, in der Rheede von Madras zu ankern, uns stünde noch der gefährlichste Theil der Reise bevor. Aber auch hier belehrten mich meine eignen Augen am treusten; und ich muß gestehen, daß ich an verschiednen Orten der schottischen Küste nicht minder gefährliche Brandungen gesehen habe. Was aber dieser Küste ein so furchtbares Ansehen giebt, ist der Umstand, daß sich die Wellen hier an drei verschiednen Orten innerhalb hundert und funfzig Schritt von einander, und das letzte mal mit besonderer Heftigkeit am Strande brechen.

Sobald die Schiffe in den Rheeden von Madras ankerten, kamen viele sogenannte Masulaböte vom Lande zu uns. Diese sind auf eine besondere Art, aus dünnen Brettern, verfertigt, die man mit den Fiebern der Kokosnußpalme zusammengenäht hat. Sie haben sehr hohe Seiten, und sind vermöge ihrer Form äusserst biegsam. Gewöhnlich kamen mit diesen Böten auch Cattamarans oder kleine Flösse an, die aus drei an beiden Enden und in der Mitte zusammengeschnürten Brettern bestanden, welche drei geübte Schwimmer bestiegen, und mit großer Geschicklichkeit durch das Wasser führen. Die Böte waren mit Leuten von dunkler Gesichtsfarbe angefüllt, welche Kleider und Turbans von schönem weissen Musselin, große, gold

ne, mit Edelsteinen besetzte Ohrringe, die bis auf die Schultern herab hiengen, und in der Nase kleine Ringe von eben der Art trugen. Uebrigens hatten sie bloße Füße, und trugen Schnurbärte. Bei ihrer Ankunft am Bord begrüßten die Eingebornen die Schiffsoffiziere zwar als alte Bekannte, aber doch sehr ehrerbietig, und liessen sich gleich mit ihnen in eine weitläuftige Unterredung über die Preise der englischen Waaren ein, welche, wie die Dubasbes oder Mäkler versicherten, wenigstens hundert pro Cent zu Gunsten der Engländer stünden. Vornehmlich aber würden die dortigen Herren Engländer für Getränke und Lebensmittel bezahlen, was man nur forderte. Mittlerweile daß einige dieser Leute so beschäftigt waren, boten andere mit der größten Geschwindigkeit den Passagieren ihre Dienste an, indem jeder seine eigne Geschicklichkeit himmelhoch erhob, und ziemlich deutlich zu verstehen gab, sein nächster Begleiter sey ein Erzbetrüger, wobei er den Herrn freundschaftlich und heimlich warnte, den Kerl nicht in seine Dienste zu nehmen. Auch brachten sie schriftliche Zeugnisse ihrer Ehrlichkeit mit, von denen manche erdichtet, und andere so beschaffen waren, daß sie keine genaue Untersuchung vertragen konnten. Ungeachtet der großen Geschicklichkeit dieser Leute sich selbst zu empfehlen, erregte indessen ihr gar zu großer Eifer ein

gerechtes Mißtrauen gegen ihre Redlichkeit. Denn sie gehen so weit, daß sie sagen, sie fordern für ihre Dienste nur einen geringen Sold, ja sie wollen sogar lieber umsonst dienen, als nicht ihr Dubasch seyn; und wenn der Herr etwa einmal ein wenig Geld brauchen sollte, so stehe ihm der Beutel seines Dieners immer zu Befehl. Wie angenehm einem armen Subalternoffizier ein so großmüthig gesinnter Bedienter seyn muß, kann man sich leicht denken, und viele unter uns hatten denn auch das Schicksal ganz erschrecklich betrogen zu werden. Gewöhnlich geschieht es bei den meisten neuen Ankömmlingen in Indien, daß sie in die Schlingen der Dubaschen gerathen, und doch sind sie trotz ihrer Betrügereien beinahe unentbehrlich für einen Fremden. Es ist daher am allerklügsten, man unterwirft sich anfänglich geduldig der Nothwendigkeit, bis man einige Kenntniß von den Sitten des Landes hat.

Alle diese Indier haben ein so zierliches, feines Ansehen, daß sich Fremde hiedurch, wie auch durch ihre Kleidung leicht verleiten lassen, sie für Weiber zu halten. Und es war wirklich komisch zu zuhören, wie die Bergschotten in ihrer breiten Mundart ihre Anmerkungen über sie machten. Da heißt es denn: Sieh nur, was das Mensch für einen Schnurbart hat. Denn kommt ein zweiter und sagt: Hätte ich doch in meinem Leben nicht geglaubt, daß es einen Ort in der Welt

gäbe, wo die Weiber Bärte trügen. Und als einer von den Dubaschen, welcher unmäßig dick war, auf dem Verdeck herumwatschelte, konnte ein Dritter nicht begreifen, wie sie es wagen könnte, sich so nahe vor ihrer Niederkunft an Bord zu begeben. Kurz alle wurden für Freudenmädchen gehalten, und die Bergschotten erkannten ihren Irrthum nur, als sie sich einfallen liessen, sich einige Freiheiten bei ihnen herauszunehmen.

Da es ein seltener Anblick zu Madras ist, Europäer in einer so ungewöhnlichen Kleidung, als die der schottischen Hochlande, zu sehen, so hatte sich am Strande eine ungeheure Menge Volks versammelt, um unsrer Landung beizuwohnen. Ihre Anzahl mochte sich leicht auf funfzig tausend belaufen, unter denen sich auch der Gesandte Hyder Allys befand, dem eine Verstärkung der Besatzung zu Madras von tausend Mann eben nicht sonderlich zu gefallen schien.

Nunmehr führte man uns nach den königlichen Casernen, die man uns während der Reise so prächtig beschrieben hatte, die aber nichts weiter, als ein altes, von Backsteinen erbautes, zwei Etagen hohes Gebäude sind, das viel Aehnlichkeit mit einem portugisischen Kloster hat. In dem obern Stockwerk sind Zimmer für Offiziere, und unten wohnen die Soldaten, beide Wohnungen aber haben ein sehr armseliges Ansehen. In den Zimmern der Offiziere, deren Wände schwarz von

Schmutz sind, hatte man eine Zeitlang Korn aufgeschüttet, so daß Ratten und Mäuse hier in Menge einheimisch geworden waren. In diesem lieblichen Orte hatten wir Zeit, über unser Schicksal allerlei Betrachtungen anzustellen, als man uns zwischen unsern kahlen Wänden hingepflanzt hatte, wo wir nichts fanden, ausser einigen alten irdnen Töpfen, um Reiß darin zu kochen, und eine wehrlose Beute der Ratten und Mäuse und spitzbübischer Dubaschen waren, die man sehr richtig die Quälgeister der Europäer nennt. Doch muß ich gestehen, daß der General Monro und einige Offiziere uns viel Höflichkeit bewiesen, und die Offiziere häufig zu sich einluden, so lange das Regiment hier blieb.

Das Fort St. George ist der Sitz der zweiten brittischostindischen Präsidentschaft über alle Niederlassungen der Compagnie, an der Küste von Coromandel. Dieses Fort hat den Ruf, die schönste Vestung in allen brittischen Staaten zu seyn. Es liegt in einem flachen Sandlande, und ist theils durch Natur, theils durch Kunst von allen Seiten mit Wasser umgeben, ausser von derjenigen, die zunächst an die sogenannte schwarze Stadt grenzt, wo sie deshalb auch noch mit besonderen Aussenwerken versehen ist. Die Gestalt desselben ist ein irreguläres Sechseck von guter Bauart. Die Seiten nach der See zu haben die Form eines eingezognen Hornwerks, dessen Curti-

nen, wie die Seiten eines Kriegsschiffes, mit Schießlöchern für schweres Geschütz versehen sind. Diese sind mit der Oberfläche des Wassers von gleicher Höhe, und gegen Bomben sicher bedeckt. Alle diese Werke sind, selbst auf der Seite nach der See zu, mit einem schönen breiten Graben versehen, der beständig mit klarem Seewasser angefüllt ist, in welchem man von Zeit zu Zeit einen guten Vorrath schöner Austern findet. Innerhalb der Festung ist eine Quelle von dem vortreflichsten süßen Wasser in ganz Indien, welches in ein Wasserbehältniß fließt, in dem man einen zwölfmonatlichen Vorrath für alle Bewohner der Festung sammeln kann.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut, und hat Raum für acht tausend Mann im Fall einer Belagerung, die wirkliche Besatzung aber besteht selten aus mehr als zweihundert Europäern, und zwei Bataillons Sepoys. Es ist übrigens ein sehr unangenehmer Ort für einen Fremden, inindem es gar keine Caffeehäuser, oder andere anständige öffentliche Versammlungsorte giebt, und die Gastfreiheit der Einwohner eben nicht sehr gerühmt werden darf. Doch gewinnen sie bei näherer Bekanntschaft.

Die Offiziere der Compagnie haben sich durch ihre treue Erfüllung aller Pflichten ihres Standes ein großes und verdientes Lob erworben, welches vorzüglich die Zucht der Sepoys bestätigt, die

jedem Fremden Bewunderung einflößt. Es ist kaum glaublich, und dennoch eine unleugbare Wahrheit, daß es wenig europäische Truppen giebt, die auf der Parade ein besseres Ansehen hätten, und einige alte Soldaten hier haben mich versichert, daß wenn sie von europäischen Offizieren angeführt werden, sie sich auch im Felde muthig und tapfer betragen.

Ihre Uniform hat ein sehr militairisches Ansehen, und besteht in einer rothen Jacke, wie sie bei der leichten Infanterie gewöhnlich ist, einer weissen Weste und einem blauen Turban, der etwas schief auf den Kopf gesetzt wird, dieser ist mit Zwirnband von eben der Farbe als die Aufklappen besetzt, und hat am untern Ende eine Troddel. Der Sepoy trägt eine lange blaue Schärpe, die leicht um die Lenden geschlungen wird, deren eines Ende durch die Beine durchgeht und hinten befestigt ist. Dazu hat er enge weisse Unterkleider, die nur bis auf die Hälfte der Lende hinunterreichen, und weil sie nach unten zu bläulicht gefärbt sind, das Ansehen haben, als ob sie unten rund herum bogenförmig ausgezackt wären; ein paar Sohlen, die mit Riemen an die Füße gebunden werden, zwei kreuzweis über einander geschlagne weisse, breite Riemen für die Patrontasche und den Tornister, und eine Flinte mit einem Bayonet, machen den Anzug des Sepoy vollständig.

Diese schwarzen Truppen haben eine bestimmte Anzahl sowohl einheimischer als europäischer Offiziere *). Die erstern avancieren nach Verdienst vom Gemeinen bis zum Offizier. Die meisten aber sind, ehe sie Subadars oder Capitains werden, (und höher steigen sie nicht) ganz kahl und grau im Dienst, und ihre weissen Scheitel und Schnurbärte geben ihnen, wenn sie vor der Fronte eines Regiments stehen, ein wirklich ehrwürdiges Ansehen. Ihr Rang giebt ihnen indessen keine Gewalt, ausser über ihre eignen Landsleute, und im Dienst hat ein englischer Unteroffizier immer das Commando über einen einheimischen Offizier. Die Kleidung dieser letztern ist der oben beschriebenen ziemlich ähnlich, ausser daß sie Röcke von Scharlachtuch tragen, mit Epauletten von unächtem Silber, lange leichte Beinkleider, die bis auf die Knöchel gehen, und einen großen krummen Säbel an der Seite. Alle Commandoworte werden englisch gegeben, und jedes Bataillon hat ein gutes Corps Trommelschläger und Pfeifer.

*) Bei einem Bataillon Sepoys, das bisweilen 1000 Mann stark ist, befinden sich gewöhnlich zehn europäische Offiziere vom Fähnrich an bis zum Capitain, ausser sechs und mehreren Unteroffizieren. Ihre eignen Offizier heissen Subadars, deren jeder monatlich 17 Pagoden Sold empfängt.

Alle europäischen Offiziere im Dienste der Compagnie avanciren regelmäßig nach der Reihe, und die häufigen Gelegenheiten, die sie haben, den wirklichen Dienst zu sehen, erwerben ihnen gute militairische Kenntnisse. Diejenigen, welche nach zwölf bis vierzehnjährigem Dienste eine Compagnie erhalten, sind sehr glücklich zu schätzen; aber alsdann sind sie auch durch ihren Fleiß und ihren exemplarischen Eifer zu den wichtigsten Stellen tüchtig geworden. Diejenigen, welche sich im Dienste auszeichnen, erhalten gewöhnlich im Alter eine gute Versorgung, welche sie in den Stand setzt, den Ueberrest ihrer Tage in Ruhe zu zubringen. Doch ist auch diese Unabhängigkeit buchstäblich mit dem Schweiß ihres Angesichts erworben.

Die Musquiten sind des Nachts eine schreckliche Plage aller neuen Ankömmlinge in diesen Himmelsstrichen. Keine Vorsicht ist hinlänglich zu verhüten, daß sie nicht das Blut eines rothbäckigen Europäers aussaugen sollten, denn sie haben eine so besondere Vorliebe für diese Nahrung, daß sie ihre Verfolgungen nie unterbrechen, ehe nicht jede Spur von Röthe verschwunden, und ihr unglückliches Schlachtopfer ein elendes Geschöpf geworden ist, mit einem mit Beulen überdeckten Gesicht, und mit offenen Schäden in den Beinen, die zuweilen Monate lang nicht zu heilen.

Die hier wohnenden Europäer scheinen kein anderes Geschäft zu haben, als die übermäßige Hitze des Klima zu mildern, die auch mir ganz unerträglich scheint. Wenn sie einander besuchen, lassen sie sich auf den Schultern von zehn bis zwölf Leuten in bedeckten Betten tragen, die man hier Palankine nennt. Auch bedienen sich die Vornehmern gewöhnlicher Equipagen mit Rädern. Die einländischen Großen werden gewöhnlich in zweirädrigen Fuhrwerken, die oben bedeckt sind, und Hakary genannt werden, von einem Orte zum andern gebracht. Diese werden von zwei oder vier schönen milchweissen Ochsen gezogen, die man hier so hoch achtet, daß sie zuweilen als Götzen verehrt werden. Auch reiten die indischen Damen häufig mit kreuzweis untergeschlagnen Beinen auf Ochsen, die ausdrücklich dazu abgerichtet sind.

Die Sitten der Leute dieses Landes sind von den europäischen so ganz verschieden, daß es ein ganzes Buch erfordern würde, um sie ganz vollständig zu beschreiben. Vornehmlich scheint es ein Hauptgrundsatz unter ihnen allen zu seyn, einen Europäer so viel als möglich zu betrügen, und sich auf diese Art für die Unterjochung des Vaterlandes zu rächen. Von der zartesten Jugend an unterrichtet man die Kinder weit sorgfältiger in der Verstellungskunst und Arglist als in den Lehren der Religion; und die Dienstboten haben un-

ter sich ein so zusammenhängendes System festgesetzt, daß es ganz unmöglich ist, ihren Schlingen nur in einem einzigen Punkt zu entgehen. Sie haben wirklich bestimmte Zusammenkünfte unter einander, wo die Vornehmsten in jedem Departement den Vorsitz haben, und wo sie verabreden, um wie viel sie ihre Herren bei jedem Pf. Fleisch vom Markt betrügen wollen; wie viele Fanams in jedem Pagoden *) sie jeden Monath mehr anrechnen können; und was an Thee, Zucker und Getränken zu ihrem eignen Nutzen verwendet werden soll. Sonderbar ist es, daß sie bei diesen Einrichtungen gewöhnlich einigermaßen auf die besondern Umstände ihres Herrn Rücksicht nehmen. So weit aber wirkt dies nie, daß sie sich aller Betrügereien enthalten sollten. Der Lohn kömmt bei diesen Leuten gar nicht in Anschlag, und ein Bedienter würde nicht acht Tage bei einem Herrn ausdauern, wenn er nicht die

*) Auf der Küste Coromandel sind die cursirenden Münzen Pagoden und Fanams. Pagoden ist eine dicke unförmliche Goldmünze, die von indischen Fürsten auch in den dortigen europäischen Niederlassungen geprägt wird, und nach englischem Gelde 8 Shilling 9 Pence, oder ungefähr einen Ducaten beträgt. Sechs und dreissig Fanams machen eine Pagode, und ein Fanam, eine kleine Silbermünze wird zu drei englischen Pence berechnet. Eine Abbildung dieser Münzen hat Sonnerat in seiner Reise nach Ostindien im ersten Theil gegeben.

Wahrscheinlichkeit vor sich sähe, ihn wenigstens um dreimal soviel, als seinen bestimmten Sold, zu bringen. Auch haben sie solche Anstalten unter einander getroffen, daß, wenn es je einem Herrn einfallen sollte, seinen Bedienten thätlich zu mißhandeln, er sogleich von allen verlassen wird; auch wird keinem erlaubt, ihm zu dienen, wenn er nicht vier bis fünf Monate gebüßt hat, indem er sich allein behelfen müssen.

Nach Verlauf dieser Zeit lassen sie sich vielleicht erbitten, und schicken ihm den abgefeimtesten Spitzbuben ihres ganzen Corps zu, um seine Dienste anzubieten, um den Herrn, wie sie es nennen, nach den Sitten des Landes abzurichten. Auch pflegen sie alle Mitglieder ihrer Gemeinschaft, die von diesen Verordnungen abweichen, auf das härteste zu züchtigen.

Die große Anzahl von Bedienten, die ein angesehener Mann hier unterhalten muß, sind eine sehr drückende Last für die Familien. Der Grund dieser Einrichtung liegt blos in den politischen Eintheilungen ihrer Casten, und in ihren unthätigen trägen Sitten, die sie gern jedem Fremden als unzertrennlich von ihrer Religion vorstellen. Die Engländer nehmen daher keine Maaßregeln ihre Sitten abzuändern, sondern beruhigen sich gedankenloser Weise bei ihren Betrügereien, obgleich sie so wesentlich mit ihrem Interesse streiten. Keiner hält sich hier für an=

ständig eingerichtet, wofern er nicht folgende Personen in seinem Dienste hat. Einen Dubasch zu vier Pagoden monatlich. Einen Tafeldecker zu drei, einen Peon oder Botenlaufer zu zwei, einen Koch zu drei, einen Compradore, der das zum Hauswesen nöthige anschaffen muß, zu zwei, und einen Küchenjungen zu einem Pagoden monatlich. Da überdem in Indien keiner einen Finger regt, ausser in seinem eignen Amte, muß man noch einen Friseur und Barbier zu ein und ein halb Pagode, einen Wäscher mit einem Pagode, eine Plattfrau mit einem halben, einen Schneider, den man gelegentlich braucht, zu drei Pagoden monatlich, haben. Hiezu kommen noch neun Palankinträger, jeder zu ein und ein halb Pagode, und ein Stallknecht und Grasschneider, jeder zu zwei Pagoden monatlich, so daß die Kosten für die Bedienten allein jeden Monath sechs und dreissig Pagoden oder 14 Pf. St. 8 Shilling betragen, ohne die Ausgaben für die Pferde zu rechnen. Alle diese Leute bekommen Kostgeld, und man muß ihnen einen beträchtlichen Theil des Tages frei lassen, damit sie sich ihre Speisen zubereiten können, den Koch und Küchenjungen etwa ausgenommen, welche, da sie von den niedrigsten Casten sind, sich mit den Ueberbleibseln in der Küche begnügen. Alle übrigen aber geben vor, sie würden in ihren Casten verunreinigt werden, wenn sie Speisen äßen, die von dem Tische eines Europäers kom-

men. Dieses veranlaßt eine große Verschwendung der Lebensmittel. Demungeachtet aber würde ich nicht dem sichersten unter ihnen eine gute Bouteille Wein in einem unsichern Winkel anvertrauen.

Es ist traurig, daß in diesem schönen Klima sich so viel Ungeziefer fortpflanzet. Vornehmlich scheut man überall die weissen Ameisen, und das mit Recht, da ihre Verwüstungen beinahe unglaublich sind. Um zu verhüten, daß die weisse Ameise nicht in irgend eine Stube geräth, daran hinauf oder hinein kriechen möge, stellt man die vier Pfosten eines Bettes in zinnerne mit Wasser angefüllte Becken. Koffer, in denen man Kleider und andere Dinge aufbewahrt, werden auf Bouteillen gestellt, indem die Glätte des Glases den Insekten nicht verstattet hinan zu gelangen. Es ist wirklich bewundernswürdig, wenn man ihren Arbeiten und regelmäßigen Bewegungen zusieht. Sie haben das Ansehen ausserordentlicher Geschäftigkeit, und tausende folgen einander in zwei langen Reihen mit Raub beladen. Eine von diesen Reihen geht in gerader Linie nach einem besondern Loch oder Winkel, wo sie ihre Beute ablegen, und die andere holt neuen Vorrath. Dabei ist es ein Beweis ihres Scharfsinns, daß, wenn eine von ihnen ihre Last fallen läßt, die ihr zu schwer ist, kommt sogleich die nächste in der Reihe ihr zu Hülfe und scheint sich ausnehmend

anzustrengen, um ihrer Freundin beizustehen. Ich vermuthe, daß sie zu eben der Gattung als die Zuckerameisen in Westindien gehören, von denen in der Naturgeschichte die unglaublichsten Dinge erzählt werden. Wenn die weissen Ameisen einmal in einen Kleiderkasten oder Schrank kommen, machen sie in Zeit von einer Nacht alles darin unbrauchbar, indem sie große Löcher in jedes Stück fressen und sich sogar oft durch das Holz durcharbeiten. Der Geruch des Wermuths oder andere stark riechende Kräuter sollen die Eigenschaft haben sie zu entfernen. Das gewöhnlichste Mittel sie zu vertilgen, ist indessen, wenn man siedendes Wasser in ihre Schlupflöcher gießt, oder Schießpulver auf ihre Marschlinien streut und sie in die Luft sprengt. Auf diese letztere Art tödten auch die müßigen Europäer öfters die gemeinen Stubenfliegen zu ihrem Vergnügen.

Die Muskusratze, oder wie man sie hier nennt Bandikuht, ist ebenfalls ein lästiges beschwerliches Ungeziefer, vornehmlich wegen seines starken Geruchs. Einige dieser Ratzen sind so groß als ein Meerschweinchen, und überall, wo sie hinkommen, nimmt alles, was sie berühren, einen starken Muskusgeruch an. Ja dieser unerträgliche Gestank theilt sich so leicht mit, daß, wenn eines dieser Thiere in einen Keller geräth und über einige Bouteillen, oder sogar über ein

Wein=

Weinfaß wegläuft, sogleich das Getränk einen so starken Muskusgeruch und Geschmack annimmt, daß es durchaus unbrauchbar wird. Aus diesem Grunde muß man große Sorge tragen, daß sie nicht in die Keller kommen.

Schlangen von verschiednen Gattungen sind hier so häufig, daß man Indien das Vaterland der Schlangen nennen möchte. Der Biß von einigen ist sehr schädlich, wo nicht gar tödlich, andere hingegen sind so zahm, daß die Landleute sie jung fangen und ihnen die Zähne und den Stachel ausziehen, zu ihrem Vergnügen groß wachsen lassen, und sie abrichten, nach der Musik einer Pfeife oder Violine zu tanzen und zu springen. Es ist wirklich erstaunend, wie viel Entzücken diese Thiere bei dem Laut irgend eines musikalischen Instruments, vornehmlich aber des Dudelsacks, äussern. Sie erheben den Kopf mit anscheinender Freude, und bewegen den Leib nach dem Takt der Musik. So wie der Takt schneller wird, gerathen sie immer lebhafter in Bewegung, und endlich wird ihr Entzücken so groß, daß man ganz deutlich bei der schnellern Bewegung des Kopfes den zunehmenden Glanz der Augen bemerkt. Diejenigen Herrn im Dienste der Compagnie, deren Wohnungen zunächst am Quartier des 73. Regiments waren, pflegten oft spaßhafter weise zu sagen, daß unser Sackpfeiffer alle

Schlangen des Landes, wie weiland Orpheus die wilden Thiere, durch den Zauber seiner Musik herbeilocken konnte; und dies war oft buchstäblich wahr. Denn sobald er einige hochländische Tänze spielte, stellten sich sogleich mehrere dieser Thiere ein, und sprangen um seine Füße herum. Auch bei den vernünftigen einheimischen Bewohnern des Landes ist die Sackpfeife ein Lieblingsinstrument. Sie haben keine Sinne für irgend eine andere Musik, und hören lieber dieser einen ganzen langen Tag, als der Orgel eine Viertelstunde zu.

Die gefährlichsten unter den hiesigen Schlangen sind die, welche den Namen *Coverymanil* *) führt, und die grüne Schlange. Erstere ist ein schönes, kleines, munteres Thier, sechs bis sieben Zoll lang. Es kriecht in alle kleinen Winkel eines Hauses, und man findet es häufig zwischen den Betttüchern, oder unter dem Kopfkissen. Sein Stachel soll auf der Stelle tödlich seyn, doch muß ich gestehen, daß mir noch nie eine gefährliche Verwundung durch dieses Thier zu Ohren gekom-

*) Diese Schlangenart heißt mit ihrem portugisischen Namen Cobra manila. Sie hält sich gewöhnlich in alten Mauern auf, ist von der Dicke des kleinen Fingers, über einen Fuß lang, und ihr Biß wird für tödlich gehalten. Doch bei einigen derselben, wie Ives versichert, ist der Biß nicht gefährlich.

men ist. Die grüne Schlange findet man nicht in den Häusern, und gewöhnlich sieht man sie um die Aeste der Bäume geschlungen, wo sie sich von Vögeln nährt.

Die Vorsehung hat hier in diese Gegenden sehr weislich einen großen Widersacher der Schlangen hingepflanzt, und dieser ist ein Thier vom Mardergeschlecht, aber weit schöner von Farbe und Gestalt, welches man hier Mungus nennt. Familien unterhalten oft eines dieser Thiere in ihren Häusern, wie man bei uns Katzen zu halten pflegt. Auch soll sich hier ein gewisses Kraut befinden, dessen augenblicklicher Gebrauch den Mungus in den Stand setzt, die Schlangen ohne Gefahr ihres Giftes anzugreifen. Sobald dieses Thier eine Schlange merkt, läuft es in Zimmer, oder im Hofe herum, um zu untersuchen, ob irgend eine Oefnung vorhanden ist, wo es leicht an das Kraut kommen kann; findet es diese Pflanze, so fällt es sogleich mit Wuth über die Schlange her und tödtet sie, und dann führt es sein Instinkt augenblicklich zu dem Kraut, welches es von dem Gifte reiniget.

Skorpionen und Tausendfüße sind in alten Häusern und Kasernen auch sehr häufig und beschwerlich, und ihre Stacheln verursachen große Schmerzen, zuweilen auch Gefahr. Auch Ta-

ranteln giebt es hier, deren Biß, wie man glaubt, durch das Tanzen geheilt wird.

Während dem ersten Wachen unsers Aufenthalts zu Ponamalee, hörte ich mit großem Erstaunen alle Nacht, nachdem ich zu Bette gegangen war, vornehmlich aber bei Regenwetter, ein lautes Geschrei, welches ich anfänglich für das Blöken einer Heerde hungriger Schaafe hielt. In der Folge aber entdeckte sich, daß es das Quäken der Frösche in den benachbarten Teichen war.

Diese Thiere sind hier zuweilen so groß, als ein junges Huhn, und in ausnehmender Anzahl. Nicht weniger widrig ist das Geräusch der Heimichen oder Grillen bei feuchter Witterung. Zu dieser Zeit kommen sie schaarenweis in die Häuser und hüpfen beim Abendessen in jede Schüssel hinein, auch ist es ganz gewöhnlich, wenn man beim Essen sitzt, junge Frösche zu entdecken, welche heimlich in die Häuser schleichen, wie Eidexen die Wände hinankriechen und dann oft von der Decke des Zimmers in einen Napf mit Syllabub, oder eine Schüssel voll heissen Reis hineinfallen.

Das Geheul der Jakals ist auch sehr unangenehm in der Dunkelheit der Nächte. Alsdann kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und suchen sich in Gesellschaft einer gewissen Gattung Hunde ihre Beute; beides sind ganz unschädliche Thiere, indem sie sich blos von todten Aesern nähren.

Da man in Indien beständig Thür und Fenster offen haben muß, um der kühlen Seeluft den Durchzug zu verstatten, so ist man genöthigt, die Lichter in eine gläserne, unten und oben offene Röhre zu stellen, um sie gegen die Musquiten und andre Insekten zu schützen, die sonst unaufhörlich hineinfliegen und sie bald auslöschen würden.

Von den Vögeln kann ich nur wenig anmerken. Singvögel sind gar nicht vorhanden, aber die Schönheit und der Glanz der Farben bei dem Gefieder dieses Theils der Schöpfung übertrifft alles, was man sich vorstellen kann. Sonderbar aber ist es, daß von diesen Vögeln keine genießbar sind. Papagaien fliegen schaarenweis in den Wäldern herum, das merkwürdigste geflügelte Geschöpf aber ist ein Thier, welches man hier einen fliegenden Fuchs nennt, welches aber im Grunde nichts anders als eine ungeheure Fledermaus ist. Es ist eine zuverlässige Wahrheit, daß diese Geschöpfe die Größe der größten Eulen haben, und daß der Raum zwischen den Spitzen ihrer Flügel vier bis fünf Fuß beträgt. Sie sitzen in unzähliger Menge wie die Krähen auf den Spitzen der Bäume, und wenn sie sich erheben, wird die Luft von ihrer Anzahl verdunkelt. Sie halten sich nur in den Wäldern auf. Es giebt aber noch eine kleinere Art Fledermäuse, welche in den Häusern herumflattern.

Die Eingebornen haben eine sehr einfache, und doch sinnreiche Art wilde Enten und andere Wasservögel zu fangen, welche angemerkt zu werden verdient. Wenn sie diese nämlich in dem Grase in Sümpfen und feuchten Gründen sitzen sehen, nehmen zwei Jäger ein Netz in die eine Hand, und halten in der andern einen Zweig von einem Baume vor sich; von diesem bedeckt kriechen sie langsam auf den Bäuchen zu ihrer Beute hin, und werfen, sobald sie nahe genug sind, den argwohnlosen Vögeln das Netz über den Kopf, welche ihnen auf diesem Wege selten entgehen. Sind aber die Vögel auf dem Wasser, so bedient sich der Indier eines andern Kunstgriffs. Er nimmt einen grossen irdnen Topf, dergleichen wie die Eingebornen brauchen, um ihre Speisen darin zu kochen. Diesen setzt er sich auf den Kopf, nachdem er vorher vier Löcher für die Augen, die Nase, und eines oben auf dem Boden gebohrt hat, in welches er einen belaubten Baumzweig steckt, welcher kunstlos herüber hängt. So ausgerüstet geht er ans Wasser wie ein Pudel, und schwimmt langsam nach den Vögeln hin. Da die Landleute hier die Gewohnheit haben, ihre alten Töpfe in die benachbarten Teiche zu werfen, so pflegen die Enten häufig darnach zu picken, und diesen Anstand benutzt der Jäger sorgfältig, und sobald der Vogel nahe genug

ist, um den Topf oder den Zweig zu berühren, streckt er die Hand vorsichtig in die Höhe, ergreift die Ente bei dem Fuße und zieht sie schnell unter das Wasser, wo sie bald ersticken muß.

In Indien werden alle Raubvögel sorgfältig gehegt, und zwar aus dem politischen Grunde, weil sie alles todte Vieh und andern Unrath verzehren, welches in einem so heissen Klima so nothwendig ist. Da sie also nie beunruhigt werden, sind die Geier und Habichte, vornehmlich aber die Krähen ausnehmend zahm. Diese leztern haben uns oft sehr belustigt, denn da alle Thüren und Fenster hier beständig offen sind, hüpfen sie ganz vertraulich von einem Zimmer zum andern, und wenn das Frühstück auf den Tisch kommt, nehmen sie oft ohne Umstände ein Scheibchen Butter weg und gehen davon. Die Herren und Damen vertreiben sich die Zeit, indem sie diesen Vögeln Namen beilegen, und ihnen und einer schönen Gattung Eichhörnchen Brodkrümchen zuwerfen. Dieses leztere niedliche kleine Thierchen ist hier ganz zahm, und holt sich beständig seinen Antheil von zugeworfenen Speisen, wobei häufig lustige kleine Auftritte mit den Krähen vorfallen.

Ein Europäer sieht sich bald nach seiner Ankunft in Madras genöthigt, einen neuen Vorrath von baumwollnen Hemden, Westen

und Unterkleidern anzuschaffen; theils weil sie dem Klima angemeßner sind, als leinen Zeug, vornehmlich aber, weil die Wäscher sich mit den dortigen Kaufleuten und Schneidern zu verstehen scheinen, alle europäischen Kleidungsstücke, sobald als möglich zu verderben. Sie machen auch kein Geheimniß daraus, denn indem sie die Wäsche auf den Waschsteinen klopfen, rufen sie bei jedem Schlage Europa aus, und schlagen mit zehnfacherer Kraft, als wenn sie ihre Landesprodukte vor sich haben. Es ist daher eine Thorheit, einen größern Vorrath von Wäsche mitzunehmen, als gerade während der Reise nothwendig ist, weil sie doch innerhalb vier Wochen völlig ruinirt wird. Ich werde daher ungefähr anführen, was ein Mann von gewissem Stande kaufen muß, ehe er England verläßt.

Ich habe bemerkt, daß, wenn unsere Landsleute ihr Vaterland verlassen, pflegen sie gewöhnlich solche Anstalten zu machen, als ob ausserhalb England nirgends die Bequemlichkeiten des Lebens zu haben wären; aber ohne zu erwähnen, daß diese allzugroße Anhänglichkeit an gewohnte Gemächlichkeit eben keine gute Eigenschaft eines Reisenden ist, so würden sie auch dadurch, daß sie einigen überflüssigen Artikeln des Luxus entsagten, eine Menge Geld ersparen, die sie in der Folge besser anwenden könnten.

Ein junger Mensch, der sein Glück in Indien versuchen will, braucht eigentlich folgende Dinge: Soviel leichtes Tuch, als zu drei oder vier Kleidern hinlänglich ist; einige leichte neumodische Westen, drei Hüte, einen weissen und zwei schwarze; vier paar Stiefeln, zwölf bis achtzehn paar Schuhe, von denen einige dünne, und die übrigen ziemlich stark seyn müssen, um sie in der Monsun-Witterung zu gebrauchen. Einige Paar seidne Strümpfe, weil die, so man im Lande kauft, gewöhnlich schon getragen sind. Einen saubern Sattel und Zaum, und einige vorräthige Riemen, nebst einem Kasten, um dieses und die Schuhe und Stiefeln vor den weissen Ameisen zu bewahren. Ueberdem sind eine gute Vogelflinte und einige Bücher sehr nothwendige Sachen. Auch ist es sehr rathsam, wenn man seinem Schneider und Schuster in Europa sein Maaß zurückläßt. Vor allen Dingen aber muß man dafür sorgen, einen vollständigen Anzug und ein Manschettenhemde, welches vollkommen gut paßt, bei sich zu haben, um es den indischen Schneidern zum Muster zu geben. Denn, ungeachtet diese mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit alles, was sie sehen, nachahmen, sind sie nicht im Stande gehörig Maaß zu nehmen, und sobald das Muster einmal verloren ist, muß man darauf Verzicht thun, je

einen gut passenden Anzug von ihnen zu erhalten.

Zu den nothwendigsten Bequemlichkeiten an Bord des Schiffes gehört folgendes: Ein Duzzend gute Manschettenhemden bei vorkommenden Gelegenheiten zu tragen, und drei Dutzend schlechte ohne Manschetten, die eines Matrosen Frau an Bord waschen kann; wozu man sich auch mit Seife und einem Pletteisen versehen muß. Einige schwarze Halsbinden oder Tücher, zwei paar dunkle Pumphosen von Sommermanschester, und sechs Paar von feinem weissen Zeuge. Ein großer Mantel, eine Hangmatte, sechs Betttücher, sechs Ueberzüge zu Kopfkissen und Betten; zwei Dutzend Handtücher; ein Nähzeug mit allerlei Arten Zwirn, Nähnadeln, Stecknadeln, und einigen vorräthigen Hemd- und Kleiderknöpfen. Etwas Thee, Sago und Zucker; ein engl. Käse, einige Pfund gesalzene Butter; etwas Zwieback; ein blecherner Theekessel und Theegeräthe für sechs Personen; ferner zwei große und vier kleine lakirte Trinkgeschirre. Ein gutes festes Flaschenfutter mit allerlei Branntwein. Sechs Dutzend Bouteillen mineralisches Wasser von Bristol, mit dem man sehr sparsam umgehen muß. Einige Bouteillen Citronensaft und Shrub *), und drei Dutzend

*) So nennen die Engländer Rum mit Zucker und Citronensaft vermischt, woraus sich sogleich durch Zugiessen von heissem Wasser Punch machen läßt.

Bouteillen Wein; und diese hier angeführten Dinge sind völlig hinreichend für irgend einen einzelnen Menschen.

Von allen Barbierern, die ich je gesehen habe, kommen keine denen unter den Gentus und Malabaren an Geschicklichkeit gleich. Mit ihren zarten Händen fahren sie mit unglaublicher Schnelligkeit über das Gesicht hin, und ehe man glaubt, daß sie noch nicht angefangen haben, ist das Geschäft schon vollendet, das in diesem heissen Himmelsstriche täglich vorgenommen werden muß. Auf diese Operation folgt eine andere, die man in Europa gar nicht kennt, und die unter den Händen dieser Indier eine wahre Wollust ist. Diese besteht in Abschneiden der Nägel an den Fingern und Zehen, im Reinigen der Ohren, und im Drücken der Gelenke, daß sie ein Geräusch oder eine Art Knacken erregen *). Zu den erstern bedienen sie sich eines kleinen scharfen Meissels, mit dem sie die Nägel auf das sauberste abschälen. Alsdenn nehmen sie die Ohren vor, wozu sie eine silberne Nadel gebrauchen, dergleichen man auch in England zu diesem Behufe hat, mit diesen

*) Man nennt diese Arbeit auch Schampoen, und ist in China, auch in Egypten gewöhnlich. Der Oberste Capper hat sie in seinen Bemerkungen über Ostindien und Egypten umständlich beschrieben. S. unsere Beiträge 4. Th. S. 210 ꝛc.

kitzeln sie die Ohren aufänglich ganz gelinde, und fahren damit fort, bis sie endlich durch den wiederholten Reiz ein wirklich entzückendes Vergnügen hervorbringen. Die größte Kunst aber besteht in dem Knacken der Gelenke. Dies geschieht folgendermaßen: der Operator ergreift die Person vor sich bei beiden Ohren, und gibt dem Halse eine so schnelle Bewegung, daß ein Knacken erfolgt, welches einem Fremden, der nicht daran gewöhnt ist, wirklich Schrecken einjagt. Denn geht er allmälig weiter hinunter, bis er bei jedem Gelenke des ganzen Körpers einen ähnlichen Schall hervorgebracht, und endiget mit der großen Zehe. Man findet sich nach starker Bewegung sehr durch diese Operation erquickt und gestärkt.

Ich würde nicht ermangelt haben, die verschiedenen Casten und Stämme unter den Einwohnern dieses Landes ausführlich zu beschreiben, wenn es nicht schon von andern Schriftstellern weitläuftig geschehen wäre. Ich werde blos solche Umstände anführen, die ihrer Aufmerksamkeit entschlüpft zu seyn scheinen. Dies scheint mir der Fall in Absicht auf die Malabaren zu seyn, welche man nie als einen von den eigentlichen Hindus abgesonderten Stamm betrachtet, sondern immer als einerlei mit diesen leztern beschrieben hat. Meines Erachtens aber sind sie ein ganz besonderes Volk, das

von seinen eignen Gebräuchen und Gesetzen regiert wird, und nicht minder zahlreich als die andern Stämme ist. Ihre Sitten und ihre Religion haben so viel Aehnlichkeit mit der der Hindus, daß ein Fremder sie leicht als ein Volk betrachten kann, da sie auch unter der Herrschaft der Braminen stehen. Dagegen aber sprechen sie eine ganz andre Sprache, und haben noch andre besondre Züge, die sie von den übrigen unterscheiden. Die Malabaren werden ohne Unterschied mit den übrigen Casten als Dienstboten gebraucht, und man erkennt sie blos an den Zeichen ihres Stammes, welches darin besteht, daß die Stirne quer über mit Bleiweis bestrichen ist, und in einem kleinen runden, entweder rothen oder gelben Flecken zwischen den Augen. Die Hindus aber kleben sich ein Stückchen rothes oder gelbes Wachs zwischen den Augen, und ziehen an jeder Seite desselben einen Strich mit Kreide, der ganz bis oben an die Stirne reicht. Jede Caste, von der vornehmsten bis zur geringsten, sowohl Männer als Weiber, unterscheidet sich auf diese Art durch irgend ein Zeichen auf dem Gesicht.

Um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, will ich hier nur ganz kurz wiederholen, daß die Mahomedaner mehrentheils in Kriegsdiensten stehen, vornehmlich aber bei der Cavallerie. Eben dieses Handwerk erwählen auch die

Casten der Rajaputs, Maratten, Pitanen und Polygars *). Die Hindus und Malabaren aber werden als Dubaschen, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Palankinträger und zuwei-

*) Unter diesen Benennungen werden in den verschiedenen Gegenden von Hindostan und Decan mancherlei Völkerschaften und Personen verstanden. Rajaputs oder Rasbutten sind kriegerische Indier, welche seit den ältesten Zeiten die Sandwüsten und den gebirgichten Theil der Provinz Agimere bewohnen, und unter eignen Fürsten leben, die nie ganz von den Mogolen bezwungen wurden. Ehedem dienten viele Schaaren dieser Caste in den mogolischen Heeren. Sie mögen auch wohl an den Kriegen in Carnatic Theil genommen haben. Die Maratten sind ein mächtigeres und bekannteres indisches Volk, das gegenwärtig den größten Theil von Hindostan beherrscht. Der Stifter ihres Reichs Sevagi stammt von den vorher genannten Rusbuttenfürsten her. Sie nehmen auch fremde Kriegsdienste, und in dem gegenwärtigen Kriege der Engländern mit Tippo Sahib, dient ersteren ein marattisches Hülfskorps von 12000 Reutern. Pitanen sind ein mahometanisches Volk an den westlichen Gebirgen, die Hindostan und Persien trennen. Sie dienten ehedem auch in den Armeen des großen Moguls, und einzelne ihrer Anführer warfen sich in verschiedenen Gegenden von Hindostan, in Rohilcund und dem südlichen Decan als souverainen Fürsten auf, deren Herrschaften aber die Maratten, Hyder Alli und die Engländer größtentheils zerstört haben. Polygar ist ein Titel, den einige indische Waldfürsten führen, deren Unterthanen zu den wildesten und rohesten Indiern gehören. Sie

len als Laskars oder Matrosen gebraucht. Braminen sind die Priester sowohl der Hindus als Malabaren, und werden in Kriegszeiten zu Hirkarahs oder Spionen genommen. Die Pariarcaste ist die niedrigste von allen. Diese werden Kuhlies oder Lastträger, Pferdeknechte, Hirten, Köche, Fischer und Schuhmacher, und sind häufig die brauchbarsten Dienstboten. Eine vermischte Rasse von portugisischer Abkunft versehen die Posten der Schreiber, der geringern Bedienten, und treiben andere nützliche Gewerbe.

In diesem Lande werden die Weiber in völliger Unwissenheit und gänzlichem Müßiggange unterhalten. Die von der vornehmern Caste werden als Frauen oder Kebsweiber in den Zenanas aufgenommen, oder werden zu Tänzerinnen erzogen. Diejenigen aber, welche aus ihrer Caste herausgestoßen sind, die geringen portugisischen Mulatten, und einige Mahomedanerinnen und Weiber vom Stamme der Pariars werden gemeinhin den europäischen Soldaten, so lange sie hier bleiben, zu Theil. Aus

müssen ebenfalls ihr Contingent zur Armee ihres Oberlehnherrn stellen. Tinevelly, die südlichste Provinz von Decan ist unter dreissig solcher Poligars vertheilt. Andere wohnen am Kistna, Coleronfluß und in den wüsten Gegenden nordwärts Madras.

dieser Classe wählen auch die europäischen Honoratiores und Civillisten ihre Maitressen, worin einige so weit gehen, daß sie solche den weissen Weibern vorziehen. Mir aber sind sie immer als ekelhafte, unbelebte Geschöpfe vorgekommen, die beständig einen widrigen Geruch entweder von Kokosnußöl oder der Betelnuß ausdünsten; indem sie sich mit dem erstern die Haare salben, und leztere unaufhörlich kauen, und die Ueberbleibsel auf die ekelhafteste Weise von der Welt auf ihre Kleider oder in den Gemächern herumspucken.

Ein Gastmahl an der Tafel des Gouverneurs oder irgend eines andern angesehenen Mannes ist hier ein merkwürdiges Schauspiel. Es ist hier gebräuchlich, daß jeder Gast seinen ganzen Troß von Bedienten mitbringt, die ihm bei der Tafel mit großem Pomp aufwarten. Der vornehmste Dubasch stellt sich dicht hinter seinem Herrn, um seine Befehle den übrigen zu überbringen, die alle hinter ihm bis an die Wände des Speisesaals rangirt sind. Diese thörichte Sitte bringt nebst den Ausdünstungen der Speisen eine unerträgliche Hitze in den Zimmern hervor, und es ist mir unerklärlich, wie ein solcher Gebrauch, der mit der Hitze des Klima so wenig zusammenstimmt, je hat so allgemein werden können. Das gewöhnliche Getränke

tränke bei Tische, welches hier Landbier genannt wird, ist eine Vermischung von dem Saft der Kokospalme mit englischem Porter, und Muskovadozucker. Dieses ist sehr brausend, hat aber, wenn es mit Salpeter und Wasser abgekühlt worden, eine erquickende Kühle und einen lieblichen Geschmack. Bei diesen Gastmählern wird es für gemein und schlecht gehalten, sich von andern als seinen eignen Bedienten aufwarten zu lassen, obgleich ein Fremder oft in dem Fall ist, sich der Leute seiner Nachbaren bedienen zu müssen. Auch muß ich gestehen, daß die Herrn bei solchen Gelegenheiten immer sehr artig sind. Dem ungeachtet geräth man anfänglich in nicht geringe Verlegenheit, wenn man etwas bei Tische fordern muß, alsdann setzen sich zwanzig Menschen in Bewegung, und laufen einer gegen den andern, blos um ein einziges Glas Bier herbeizuschaffen. Alle Getränke bei den Tafeln der Vornehmen, selbst das Wasser, werden vorher mit Salpeter abgekühlt, welches den Pontac und Madeira, die hiesigen gewöhnlichen Weine, sehr lieblich macht. Die Kunst, den Wein abzukühlen, ist hier ein besonderes Gewerbe, und erfordert Uebung, ehe man recht geschickt darin wird. Die Geringern kühlen ihre Getränke, indem sie ein weisses Tuch um die Bouteille schlagen, und sie an ir-

gend einem Orte, wo ein Zugwind ist, eine Viertelstunde lang aufhängen. Sobald das Tischtuch weggenommen ist, verlassen alle Bediente, die Hukardabars ausgenommen, das Zimmer, und machen den erfrischenden Seewinden Platz, welche eine liebliche Kühlung bei dem Weintrinken und Rauchen des Hukars oder indischen Tabakspfeife verbreiten. Diese Maschine, welche Wasser, Feuer, Tabak und wohlriechende Sachen enthält, ist an einer 5 Ellen langen Röhre befestigt, welche den Dampf durch eine Pfeife von Seekorallen am Ende zum Munde führt. Dieses Instrument in Ordnung zu bringen und zu unterhalten, ist das Geschäft des Hukardabars, der ausserdem nichts zu thun hat, und in einiger Entfernung auf seinen Fersen hinter seinem Herrn sitzt, um den Chillum zu bereiten, (so nennt man die verschiedenen Ingredienzen) indeß er die Pfeife zum Munde führt, die bei jedem Zuge wie siedend Wasser klingt, so daß, wenn zehn bis zwanzig Herren beisammen rauchen, man ein Geräusch hört, als ob sie alle schnarchten.

Lebensmittel von allen Arten findet man in diesem Lande im grösten Ueberflusse und zu sehr billigen Preisen; und wenn man die Hitze des Klima und die Dürre des Erdbodens erwägt, muß man wirklich über die Menge und Mannichfaltigkeit der Küchengewächse um Madras

herum erstaunen. In einigen Gegenden des Landes ist es noch weit häufiger, vornehmlich zu Vellore, wo unter andern die Krautköpfe zu einer übermäßigen Größe wachsen: vorzüglich aber bringt Vellore vortrefliches Federvieh hervor; hier sind die Capaunen so groß, als in England die welschen Hähne, und die gemeinen Hühner wie die Capaunen, und dabei von ausnehmend gutem Geschmack und sehr wohlfeil. Ueberhaupt ist im ganzen Lande alles Federvieh weit besser als in England. Funfzig bis sechszig Hühner gelten auch nicht mehr als eine Pagode oder acht Shilling englisch oder 2 Rthlr. 16 Groschen. Acht Enten ebenfalls eine Pagode, und alle andere Arten vom wilden und zahmen Geflügel sind um gleich mäßige Preise zu haben.

Die Küste von Coromandel ist reichlich mit Fischen und Austern versehen. Die Frischwasserfische aber sind schlecht. Diese findet man nur in stehenden Lachen oder andern Teichen, die man hier Tanks nennt, und mehrentheils sind die Fische in diesen so grätig und mager, daß man daran ersticken möchte. Die Palankinträger haben das Amt, für ihren Herrn, wenn er auf Reisen ist, mit Netzen in den Tanks zu fischen.

Auf dem Markte zu Madras kann man ziemlich gutes Rind- und Ziegenfleisch kaufen. Das Hammelfleisch aber, welches von Pollam dorthin gebracht wird, ist dem schottischen und welschen an Güte gleich. Zu Pondemali hatte unser Regiment mit einem Fleischer contrahirt, daß er den Gemeinen eine geringere, obgleich gute Art Hammelfleisch, sechs Schaafe für eine Pagode, liefern mußte. Die Offiziere aber bekamen von der besten Art zu 2 Shilling oder eine Rupie das Stück. Europäische Getränke, als Pontac, Madeira, Rum, Branntwein, Wacholderbranntwein, Porter und Ale kann man hier von vorzüglicher Güte und beinahe so wohlfeil als in England haben. Der Arrak, das einzige berauschende Getränk, welches hier gemacht wird, wird aus Reiß gewonnen, ist aber der Gesundheit höchst schädlich. Der beste kommt von Batavia, und diesen giebt die Compagnie den Soldaten. Aber diejenigen unter ihnen, die einen starken Hang zum Trunk haben, (und diese sind nicht selten,) behelfen sich mit dem Landesprodukt, weil es wohlfeil ist. Es erregt aber häufig die gefährlichsten Krankheiten, weil sie den Arrak mehrentheils ganz frisch aus der Distillirblase geniessen. Die Erlaubniß, eine Branntweinschenke für die Soldaten unter seinem Commando halten zu dürfen, gehört mit zu den Emolumenten des commandirenden Offi-

ziers in einer Garnison. Mich deucht aber, man müßte diese dem Dienst so äusserst nachtheilige Freiheit abschaffen, weil nichts die üble Gewohnheit des Trinkens so sehr befördert, als eben dieser Gebrauch.

Man sagt, daß die europäischen Damen eine weit bessere Gesundheit als die Männer unter diesem heissen Himmelsstriche geniessen. Dies ist aber sehr leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie den größten Theil ihrer Zeit innerhalb des Hauses zubringen. Der ganze Tag geht bei ihnen mit Schlafen und Putzen hin, denn sie behalten thörichter weise allen europäischen Luxus in Nachäffung der Moden bei, die sie noch dazu bis aufs äusserste treiben; anstatt sich eine leichte dem Klima gemäße Kleidung anzuschaffen. Mit der häuslichen Oekonomie und Aufsicht über die Wirthschaft geben sie sich gar nicht ab, und ein Ehemann, der sich einfallen liesse, dergleichen zu fordern, würde wahrscheinlich das zarte Band des ehelichen Friedens gar bald zerreissen.

Sobald ein junges Frauenzimmer in Madras ankommt, muß sie, nachdem sie sich einige Tage von den Beschwerden der Reise erhohlt hat, sich putzen, um Besuche anzunehmen, wobei irgend ein artiger Herr aus ihrer Bekanntschaft als Ceremonienmeister erscheint. Dies dauert zuweilen ganze acht Tage, bis sie alle Herren

und Damen von der Niederlassung kennen gelernt hat, und keine bequemere Gelegenheit läßt sich ersinnen, um die größte Pracht und Thorheit auszukramen, indem die Damen mit einander wetteifern, welche ihrem Vater oder Ehemann die größten Summen abzwacken soll, um in übermäßigem Staat, mit hohen Federbüschen, Juwelen und kostbaren seidnen Zeugen zu erscheinen.

Dieser übermäßige Hang zur Verschwendung und Zerstreuung muß nothwendig jeden jungen Mann, der nicht schon im Besitz eines großen Vermögens ist, vom Heirathen abschrekken, indem es weit weniger kostspielig ist, ein ganzes Zenana indischer Weiber zu unterhalten, als eine einzige von diesen modischen europäischen Damen.

Die Europäer bauen hier in einem sehr prächtigen Geschmack; und vorzüglich verschönern sie ihre Gebäude sehr durch den Gebrauch eines gewissen Kalks, der aus Muscheln verfertigt und Chunan genannt wird, und eine Politur wie Marmor annimmt. Alle Häuser sind auf das sauberste von innen und aussen mit diesem Kalk bekleidet, in welchem sich kein Ungeziefer aufhalten kann, wie im Papier oder hölzernen Wänden. Jeder angesehene Mann hat hier ein Landhaus auf der Ebne von Chultry, welche ehemals eine sandige Wüste war, und nun ein lieblicher Auf-

enhalt ist. Man findet hier auf einem Bezirk von sechs bis sieben Meilen nicht weniger als hundert verschiedne Gartenhäuser, von denen keines mehr als drei Meilen von der Garnison entfernt ist, und wo es schwer wird, das schönste herauszufinden. Die Häuser sind mehrentheils zwei Stockwerke hoch, und scheinen auf schönen Säulenreihen von verschiednen Ordnungen zu ruhen. Die Zimmer sind mehrentheils alle oben, und der untere Raum ist zu Kellern, Küchen u. s. w. eingerichtet. Rund um das Gebäude laufen sowohl oben als unten Colonnaden herum, welche in allen Zimmern eine liebliche Kühlung den ganzen Tag hindurch erhalten. Das Dach ist gewöhnlich ganz platt, und viele Europäer pflegen da die Nacht zu zubringen, um die frische Kühle zu geniessen, weil man hier sechs bis sieben Monate im Jahre nichts von dem Thau zu befürchten hat. Doch hält man es eben nicht für rathsam, sich der Nachtluft auszusetzen, vornehmlich wo ein Zugwind streichen kann, indem des Nachts beständig ein gewisser Westwind weht, von dem man schon Beispiele hat, daß Leute durch denselben in wenigen Stunden den Gebrauch ihrer Gliedmaaßen verloren haben, vornehmlich wenn sie noch nicht hinlänglich an das Klima gewöhnt waren.

Nur den Europäern wird erlaubt, die Nacht innerhalb dem Bezirk des Fort St. George zu zubringen. Die schwarze Stadt hingegen, vom un-

geheuern Umfange, welche jenseits der nördlichen Esplanade des Forts liegt, ist den indischen Kaufleuten, Dubaschen, Armeniern und Portugisen zum Wohnort angewiesen. Hier hat auch der Nabob ein Stadthaus, welches mit einer starken mit Bastionen versehenen Mauer, von zwei bis drei englischen Meilen im Umfange, umgeben ist.

Leute von allen Ständen stehen hier auf, sobald die erste Kanone gefeuert wird, um den prächtigen Aufgang der Sonne zu sehen, und einen angenehmen Spaziergang oder Ritt in der kühlen Morgenluft zu machen, ehe die Sonne ihre feurigen Strahlen schießt und eine brennende Hitze verbreitet. Um acht Uhr hat man gefrühstückt, und von dieser Zeit an bis gegen Mittag schmachtet jedermann unter der Last der stechenden Hitze und ängstlich drückenden Schwüle, bis sich endlich der erquickende Seewind erhebt, und dem allgemeinen Leiden eine liebliche Linderung bringt. Dieser Wind wird hier der Doktor genannt, und wenn man den abergläubischen Charakter der Indier erwägt, kommt es mir wirklich erstaunend vor, daß es ihnen nie eingefallen ist, den Seewind als eine Gottheit zu verehren; indem dieser einer von den ersten Vorzügen ihres Schicksals ist.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, einen kleinen Verstoß gegen die Delikatesse zu ma-

chen, um die lächerliche und zugleich sonderbare Art zu bemerken, wie die Indier sich ihrer natürlichen Nothdurft entledigen. Unter allen möglichen Zeitverkürzungen giebt es keine, wo die Indier sich so gesellig bezeigten, als gerade bei dieser Operation, die gewöhnlich um sechs Uhr des Morgens vorgenommen wird. Sobald sie zuerst aus ihren Häusern heraustreten, dehnen sie sich drei bis viermal recht kräftig und setzen sich denn hin, um sich den Mund zu spühlen und die Zähne zu stochern, worin sie eine große Sauberkeit beobachten. Sobald dies vorbei ist, begeben sie sich in kleinen geschloßnen Partheien von zehn bis zwölf Männern, Weibern und Kindern, jeder mit einem Stückchen dampfenden Tabak im Munde, um die Eröfnung zu befördern, in die benachbarten Felder, wo sich tausende zugleich in kleinen Kreisen hinhucken, und mehrentheils eine ganze Stunde in dieser Positur sitzen bleiben, wobei sie alle ihre häuslichen und andere Angelegenheiten mit einander abhandeln. Die Dazwischenkunft eines Fremden stört sie auch keineswegs, indem sie dies als eine liebliche Erhohlung betrachten, in der man sich gar nicht müsse beunruhigen lassen. In dieser Stellung, wo jeder, um sich gegen den Morgenthau zu schützen, mit einem Stück weissen baumwollnen Zeug bedeckt ist, sehen sie von ferne wie ein Haufen Seemeeven auf einem gepflügten Acker aus. Nachdem endlich dieses

langweilige Geschäft geendigt ist, begiebt sich jeder zu dem nächsten Bach oder Teich, um sich zu reinigen, wobei sie sich blos der linken Hand bedienen, indem die rechte zu dem edleren Dienste bestimmt ist, die Speisen nach dem Munde zu führen, da sie nie weder Messer noch Gabel gebrauchen.

Diese oben erwähnte schmutzige Sitte der Eingebornen hat mich oft genöthigt, wenn ich des Morgens früh ausgeritten war, mir eine halbe Meile weit die Nase zu verstopfen, während ich in vollem Trabe davon eilte. Man sollte vermuthen, daß die Einwohner der Stadt Madras die Ausdünstungen vom menschlichen Unrath für sehr gesund halten, da sie gar keine Maaßregeln nehmen, um diesen häßlichen Gebrauch abzuschaffen.

Die Einrichtungen der Compagnie in Absicht auf die Gesundheit ihrer Untergebnen sind ein bleibendes Denkmal ihrer menschenliebenden Güte. Man wird in keiner Gegend des Erdbodens einen Ort von gleicher Größe finden, wo es so viele geschickte Aerzte und Chirurgen gäbe, als in den Niederlassungen der ostindischen Compagnie. Schon dieses würde man an jedem andern Ort für einen wichtigen Vorzug halten, selbst wenn damit große Unkosten verbunden wären, aber hier trägt auch die Compagnie diese Last, und befreit großmüthiger weise jeden Europäer in ihrem Gebiete davon. Alle Herren

von der Fakultät werden reichlich von der Compagnie besoldet, und haben dabei noch so manche andere Emolumente und Vortheile, daß die ihrige eine von den einträglichsten Professionen in Indien ist. Sie sind dafür gehalten, jeden Patienten von vornehmsten bis zum geringsten unentgeltlich zu besuchen, und nie ihre Hülfe zu verweigern; und man muß gestehen, daß sie ihrem Auftrage auf die artigste und gefälligste Weise von der Welt nachleben. Man würde sie beleidigen, wenn man ihnen etwas als eine Bezahlung für ihre Mühe anbieten sollte. Nichtsdestoweniger geschieht es häufig, daß die Wohlhabenden, um ihnen ihre Dankbarkeit zu beweisen, sie mit Ringen und Brillianten von beträchtlichem Werth beschenken. Hier darf man sogar nichts für die Arzneimittel bezahlen, denn die Compagnie läßt jährlich eine übermäßige Menge der besten Medikamente aus England zum Gebrauch der Niederlassungen kommen, die in einem großen Magazine unter der Aufsicht des vornehmsten Arztes aufbewahrt, und zum augenblicklichen Gebrauch von geschickten Portugisen zubereitet werden. Sobald ein Arzt zu einem Kranken gerufen wird, und sich mit ihm über seine Krankheit unterredet hat, gibt er ihm ein geschriebenes Recept nebst einer Anweisung auf das medicinische Magazin für die Arznei, die er braucht; und sobald diese vorgezeigt wird, erhält der Bediente ohne Umstände die Vorschrift,

und man hat kein Beispiel, daß dabei je ein Versehen vorgefallen wäre.

Von den medicinischen Kenntnissen der Eingebornen kann ich nicht viel sagen. Gewöhnlich sind alle ihre Arzneimittel aus dem Kräutergeschlecht; und ihre mäßige einfache Lebensart bringt in kurzer Zeit eine völlige Genesung zu Stande, wo ein Europäer wahrscheinlich mit dem Leben büßen müßte. Gewisse Krankheiten von einer verderblichen Beschaffenheit sind indessen nur zu häufig unter ihnen, und diese kuriren sie so gut es sich thun läßt mit Pflastern von kräftigen Kräutern und Wurzeln; eine Kurart, wodurch sie in kurzer Zeit völlig das Ansehen fleckigter Panther bekommen; denn kaum ist ein Geschwür geheilt, so bricht ein anderes wieder auf. Dies ist unglücklicherweise der Fall bei ihnen mit allen Hautkrankheiten, und hiezu kommt noch der Umstand, daß die Haut da, wo sie ein Geschwür gehabt haben, weiß wird. Diese sonderbare Erscheinung eräugnet sich bei den Indiern, die ertrinken oder vom Blitz erschlagen werden, da die Haut auch sogleich weiß wird. Wenn also zwei todte Körper an Land getrieben werden, von denen einer ein Europäer, und der andere ein Indier wäre, könnte man den Unterschied nur an den Zähnen erkennen, die bei dem letztern mit Betelnuß gefärbt werden.

Sobald es entdeckt wird, daß ein Frauenzimmer in den Kriegen der Venus verwundet hat, schneidet man ihr die schönen Haare dicht am Halse ab, setzt sie mit dem Gesicht nach Hinten gekehrt auf den Rücken eines Esels, und der Pöbel nöthigt sie in diesem schimpflichen Aufzuge durch alle Straßen der Stadt zu ziehen. Es ist daher den Fremden zu rathen, sich vor den kurzhaarigten Nymphen zu hüten.

Wenn man durch die Straßen der schwarzen Stadt geht, erstaunt man über die entsetzliche Trägheit der Einwohner, die man haufenweise, Männer, Weiber und Kinder in tölpischer Unthätigkeit vor den Thüren sitzen sieht; welches so weit geht, daß auch ein fremdes auffallendes Schauspiel, welches bei ihnen vorüber zöge, ihre Neugierde nicht so weit reizen würde, daß sie den Kopf darnach umdrehten. Wenn sie oder ihre Kinder Gefahr laufen, von einem Pferde oder Fuhrwerke beschädigt zu werden, weichen sie keinen Schritt, oder strecken die Hand aus, ihre Kinder fortzuziehen, ehe nicht die Gefahr aufs höchste gestiegen ist, auch ziehen sie sich nicht eine Hand breit weiter zurück, als gerade nothwendig ist, und auch dies geschieht mit sichtbarem Unwillen. Die Ruhe betrachten sie als das höchste Gut des Lebens, und gebrauchen häufig ein Sprichwort, welches sagt, es ist besser zu gehen als zu laufen, zu sitzen als zu stehen; zu liegen aber ist

am allerbesten, weshalb sie auch nicht begreifen, wie die Europäer in der Bewegung Vergnügen finden können.

Den Schlaf lieben sie so übermäßig, daß jeder Augenblick, der ihnen übrig bleibt, dem Morpheus gewidmet wird, wobei sie sich ohne Umstände in den ersten besten Winkel hinwerfen, und wie ein von der Jagd ermüdeter Hund augenblicklich einschlafen. Auch rührt es sie nicht, wenn sie zehnmal in einer Stunde gestört werden, denn sie besitzen die glückliche Fähigkeit, sobald sie wollen, wieder einzuschlummern.

Die Indier scheinen vor der Ankunft der Europäer nur sehr unvollkommene Begriffe von der Baukunst und den Hülfskräften des Hebebaums gehabt zu haben. Der höchste Flug ihrer Kunst war ein Pagode oder Tempel von einer oder zwei Etagen: und die Art und Weise, wie sie diese ungeheuren Gebäude aufführten, war zum Erstaunen mühsam und kostbar. Anstatt ein Gerüste zu erbauen, um das Aufführen der Mauern zu erleichtern, häuften sie ungeheure Berge von der Erde gegen dieselben auf, deren Basis sich in dem Verhältniß erweiterte, wie sie höher wurden, und dabei erhielten sie das Mauerwerk senkrecht mit Hülfe eines Senkbleys. Auf diese Art wurden ungeheure große Steine mit leichter Mühe bis an die Spitze des Gebäudes hinaufgewälzt, zugleich war aber auch der Tempel bei seiner Voll-

endung völlig in einem Erdberge vergraben. Dieser wurde sodenn bis nach unten zu weggeräumt. Das Arbeitslohn aber muß in den Zeiten sehr geringe gewesen seyn, denn noch jezt giebt man einem Kuhlie oder Lastträger nicht mehr als acht Shillinge monatlich. Auch vermuthe ich, daß diese Gebäude durch freiwillige fromme Beiträge errichtet wurden.

Erwähnte Gebäude haben mehrentheils folgende Gestalt. Ein weiter Raum wird mit einer dikken, zwölf bis sechszehn Fuß hohen Mauer umgeben, wo über den vornehmsten Eingängen Thürme errichtet sind, die man in Indien Pagoden nennt. Diese haben eine pyramidalische Form, und stehen auf einer Basis von sechzig bis siebzig Fuß ins Gevierte. Die Bauart scheint zwar den Hindus prächtig, in Vergleich mit unsern Gebäuden aber sind es unförmliche Massen von über einander gehäuften Steinen. In der Mitte des eingeschlossenen Bezirks ist ein Tank oder Teich von zweihundert Ellen lang und breit, und zwölf bis sechzehn Fuß tief, dessen Seiten bis auf den Grund mit steinernen Treppen ausgesetzt sind. In der Mitte dieses Teichs bleibt eine kleine Insel stehen, auf der sie unter einem auf Säulen ruhenden Tempel einen sogenannten Swamy oder großen Gott stellen. Bei großen Festtagen wird eine Art Floßholz auf den Teich gebracht, und Swamys Anbeter rudern um ihn, den sie

mit Blumen geschmückt und mit Lichtern erleuchtet haben, herum. Zuweilen stellen sie ihn auch mit Kerzen umgeben auf das Flöß, und rudern mit ihm bei klingendem Spiel um die Seiten des Tanks. Ausserdem sind noch verschiedene Tempel gegen die innere Seite der Mauer aufgeführt, wo tausende von Götzen aufbewahrt werden. Diese sind Kühe, Widder, Elephanten, Geyer, ungeheuer dicke menschliche Gestalten, mit sechs bis acht Köpfen, Armen und Beinen. In diesen Tempeln werden auch alle Reichthümer der Götzen und verschiedne Geräthe, die sie bei festlichen Tagen brauchen, aufbewahrt.

Verschiedene Schriftsteller haben den Hindus das Genie zu eignen Erfindungen in mechanischen Arbeiten absprechen wollen; mich deucht aber, dieser Vorwurf ist ungegründet. Nur darum arbeiten sie gern nach europäischen Mustern, weil sie gern etwas neues in ihrer Kunst lernen wollen, und weil sie ihren Abnehmern zu gefallen wünschen; übrigens weis ich aus Erfahrung, daß viele unter ihnen Leute von Scharfsinn und großer Geschicklichkeit sind, die nur eines Winkes bedürfen, um eine Arbeit zu verfertigen. Von ihrer empfindungsreichen Kunst ist auch die sogenannte Tritchinopoly-Kette ein starker Beweis. Diese wird entweder von Gold oder Silber von der Dicke einer Federspuhle ver-

fertigt,

fertigt, und so sauber gearbeitet und verbunden, daß das Auge unmöglich unterscheiden kann, daß sie nicht aus einem einzigen Stück Metall besteht, obgleich man sie ganz leicht um die Hand schlingen kann. Die Eingebornen tragen dergleichen Ketten um die Schenkel. Das eine Ende derselben läßt sich in das andre hineinschrauben, und die Arbeit daran ist so künstlich, daß wenn einmal ein einziges Gelenke zerbricht, kann es nie wieder hergestellt werden.

Ehedem haben die Hindus die besondern Religionsgebräuche der verschiednen Stämme sehr strenge beobachtet; aber seit ihrem Umgange mit den Europäern sind sie über diesen Punkt weit weniger schwierig als ehedem, vornehmlich aber die militairischen Stämme. Diese lächerlichen Vorurtheile brachten ehedem im Felde manche Unbequemlichkeiten hervor, und dies bewog die Compagnie einen Versuch zu ihrer Ausrottung zu machen. Ehemals durften nur die Rajaputs, die Mahomedaner und Pitanen die Waffen führen; die Europäer aber haben seitdem bewiesen, daß gute Mannszucht auch einen Pariar, (vom untersten Stamm) zum Soldaten machen kann, und nunmehr werden Leute aus allen Kasten ohne Unterschied als Sepoys zum Dienste der Compagnie angeworben.

Die Hindus feiern häufige und prächtige Feste, jentweder ihren Götzen zu Ehren, oder bei Gelegenheit einer Heirath, oder auch zum Andenken der großen Thaten ihrer verstorbenen Helden, die sie den Göttern gleich achten. Bei diesen Gelegenheiten sieht man oft dreissig tausend und mehrere Menschen an einem Platz versammelt. Sowohl die Weiber als die Männer wetteifern mit einander, wer sich hier am prächtigsten mit Juwelen schmücken, und das Gesicht am meisten mit Kuhmist und Safran beklecksen soll, eine Art Schminke, die hier eben so allgemein ist, als die rothe Farbe in Frankreich. Kunstfeuer sind bei diesen Festen die vornehmste Belustigung, und hierin besitzen sie wirklich viel Geschicklichkeit. Aus verschiednen Gegenden hört man unter dem Gewühl der Menge die rauhen Töne eines Tom-Toms (Trommel) nebst einer lauten, ländlichen Pfeife, indeß geschickte Klopffechter dazu wie die alten Gladiatoren kämpfen, oder tanzende Mädchen ihre bewundernswürdigen leichten Bewegungen zur Schau tragen. Diese Weiber ziehen mit ihrer Kunst im Lande herum, und haben die Erlaubniß, ihre Gunstbezeigungen dem andern Geschlecht nach Belieben auszutheilen. Einige vornehme Männer unterhalten auch ganze Truppen dieser Geschöpfe zum Zeitvertreib ihrer Weiber in dem Zenana. Sechs bis acht dieser Mädchen machen eine Truppe aus. Ihr Anzug ist

sehr flitterreich, und ihr ganzer Körper mit vielen Juwelen geziert, die in Form von Ringen gefaßt sind, und durch die Nase, um die Arme und den Hals, die Knöchel unten am Fuße, und auf den Zehen getragen werden. Ausserdem haben sie noch kleine Schellen an den Ellbogen und Füßen, die bei jeder Bewegung ein unangenehmes Geräusch machen. Wenn diese Mädchen tanzen, machen sie nicht wie unsre europäischen theatralischen Tänzer zu thun pflegen, leichte, lustige Sprünge, sondern bewegen sich langsam und mit Grazie, um ihren schlanken, schönen Bau, der nach dem vollkommensten Ebenmaaß gebildet ist, und die Gelenkigkeit ihrer Glieder zu zeigen. Diese drehen sie zu den wollüstigsten Stellungen, indem sie ganz genau nach dem Takt der Musik tanzen, und singen dabei verliebte Lieder, die sie mit Blicken und einem Beben des Busens begleiten, welche ganz dazu gemacht sind, entsprechende Begierden in den Zuschauern zu erregen. In diesem Punkt erreichen sie gewöhnlich sehr sicher ihren Entzweck, indem sie ihre wollüstigen Gebehrden so lange fortsetzen, bis sie durch die Hitze der erregten Phantasie, und vor Müdigkeit erschöpft, ganz trunken in den einladendsten Stellungen hinsinken. Das Ende dieses Schauspiels braucht man nicht zu beschreiben. Wo die Leidenschaften in ihrer ganzen Wuth toben, werden

so bequeme Gelegenheiten, sie zu befriedigen, nicht unbenutzt vorbeigelassen.

In diesen Carnevalszeiten sieht man auch hin und wieder Haufen, die um einige schimmernde Lampen herum sitzen, und mit großer Aufmerksamkeit den Gesang eines alten Barden zuhören, der ihnen die Heldenthaten ihrer Vorfahren erzählt, indeß andere sich von Taschenspielern, lustigen Personen und Fakiren die Zeit vertreiben lassen. Was sie aber am meisten belustigt, ist der Zug eines ungeheuern Triumphwagens, auf dem der hölzerne Thurm einer Pagode im Kleinen steht, schön mit Blumen geziert und prächtig mit Lampen und Fackeln erleuchtet. Dieser Thurm ruhet auf vier großen Rädern, von denen jedes wenigstens dreissig Fuß breit am Rande ist, und in dem Thurm sitzt eine colossalische, dicke Figur eines Götzen auf einem Thron mit einer Krone auf dem Kopf. Dieser große Aufzug wird bis an das Ende der Feierlichkeit aufgespart, und setzt sich nur gegen vier Uhr des Morgens in Bewegung, und bis dahin begnügt sich die Menge Swamy mit Erstaunen und Bewunderung anzugaffen. Nicht weniger als tausend Menschen sind auf einmal angewiesen, diese unmäßige Maschine zu ziehen, die sie im Triumph durch alle Straßen der Stadt schleppen, und der Pöbel glaubt, daß er einen wichtigen Theil seiner Pflichten ausübt, wenn er sich vor diesen Wagen seines

Gottes spannen läßt. Die ganze Stadt ist dabei herrlich erleuchtet, und nur der anbrechende Tag macht dem lauten Jubel ein Ende.

Wenn einem Fremden oder andern hier etwas von einem Eingebornen gestohlen wird, welches aber äusserst selten geschieht, muß er es sogleich dem Hamildar oder Vornehmsten des Distrikts, wo der Diebstahl geschehen ist, anzeigen, und den Werth der Sache und alle Umstände genau angeben, und augenblicklich setzt sich dieser in Bewegung, um den Schuldigen zu entdecken. So vortreflich sind auch die Einrichtungen des Nabob unter seinen Leuten, daß wenn der Hamildar den Thäter nicht herausbringt, er gehalten ist, den ganzen Werth des Gestohlnen an den Eigenthümer zu bezahlen, und dieser Umstand macht sie so aufmerksam, daß der Dieb äusserst selten verborgen bleibt. Die einzige Strafe bei diesen Gelegenheiten ist eine derbe Tracht Prügel und die Wiedererseẞung des Gestohlnen. Gefängnisse giebt es gar nicht unter diesem Volke, und jene Verbrechen sind auch selten, daß jedermann bei offenen Thüren und Fenstern die ganze Nacht in völliger Sicherheit zubringt.

Man findet hier überall weit ausgebreitete Wälder, schattige Gebüsche und hohe, stattliche Alleen, die dem armen Reisenden in diesem schwülen Himmelsstrich eine gesegnete Erquickung gewähren, ohne die er sonst verschmachten müßte.

Aber wegen meiner geringen Naturkunde bin ich nicht im Stande alle Produkte des Pflanzenreichs mit der Genauigkeit eines Botanikers zu beschreiben, und werde also blos in der Kürze erwähnen, was mir am meisten in die Augen fällt.

Die vornehmsten und häufigsten Produkte dieses Bodens sind Kokospalmen, Mangobäume, Tamarinden, Bambusrohr, Banian = und Palmyrabäume. Die Pflanzungen von Kokospalmen sind sehr schätzbar, da sie so mancherlei Bedürfnisse des Lebens liefern, unter andern einen erfrischenden Saft, den man hier Toddy nennt, und der aus den Zweigen quillt, oder durch Einschnitte herausgezogen wird. Auch erhält man eine geringere Gattung dieses Safts von dem Palmyrabaum. Pflanzungen von jungen Kokospalmen machen einen sehr lieblichen Anblick für das Auge, und man hat berechnet, daß jeder dieser Bäume seinem Eigenthümer täglich 4 gute Groschen einträgt, auch erfordern sie, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht haben, weiter keine Wartung noch Pflege.

Der Banianbaum, welcher sich majestätisch über alle Bewohner des Waldes erhebt, ist ein sehr merkwürdiges Produkt. Die Natur scheint ihn ausdrücklich zur Mäßigung der großen Hitze geschaffen zu haben, denn sonst hat er keinen besondern Nutzen. Sein sonderbares Ansehen erregt den Gedanken an ein prächtiges Amphitea-

ter. Zuerst wächst er in einem ungeheuern Stamm, welcher gerade aufwärts schießt, und das Ansehen hat, als ob viele mächtige Weinstöcke sich zusammen in einen Klumpen geschlungen hätten. Sobald dieser Stamm eine Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß erreicht hat, strecken sich sechs bis acht große Aeste in horizontaler Richtung nach allen Seiten hin, und wenn diese zu einer Länge von zehn bis zwölf Fuß gediehen sind, sprossen kleinere Aeste oder Fasern in Gestalt dünner Fäden an der untern Seite ihrer äussersten Spitzen hervor; die in wenigen Jahren wieder bis an die Erde reichen und von neuem Wurzel fassen, und durch die neue Nahrung und Kraft, die sie hier empfangen, gestärkt, bald zu einer ansehnlichen Größe wachsen und junge Zweige auf die oben beschriebene Art hervortreiben. Mittlerweile steigt der Hauptstamm zu einer großen Höhe empor, und treibt in gewissen Entfernungen wieder andere horizontale Aeste, die gewöhnlich ihre Fasern durch die Zwischenräume der untern Zweige heruntersenken, wo sie, wenn sie gerade auf einen andern Ast treffen, sich mit diesen in eine Art von Knoten verschlingen und vereinigt nach dem Boden beugeu. Alle Alleen sind hier mit diesem stattlichen Baum besetzt, dessen Blätter die Größe und Form unsrer wilden Kastanienblätter haben, und die Indier wählen gewöhnlich eine Stelle unter dem schattenreichen Obdach sei-

ner Zweige, um ihre Swamyhäuser, Moscheen und Chultries zu erbauen. Wenn man sich in einer dieser Alleen befindet, glaubt man in dem gewölbten Bogengängen einer gothischen Kirche zu seyn, denn mit nichts lassen sie sich füglicher vergleichen. Der größte bekannte Banianbaum im ganzen carnatischen Gebiet wächst innerhalb zwei Meilen von Cuddalur, und soll auf einmal zwei tausend Menschen unter seinen weitausgebreiteten Zweigen Schutz gewähren können. Meiner Meinung nach könnte nichts die weitläuftigen Gärten und Parks unsrer englischen Landhäuser schöner schmücken, als eben dieser Baum, und ich begreife nicht, wie man noch keinen Versuch gemacht hat, ob er in unserm Himmelsstrich wachsen würde, da doch die Capitains der ostindischen Schiffe leicht Pflanzen in großen Blumentöpfen mit nach England bringen könnten.

Das Laub der Bäume schmückt hier ein immerwährendes Grün, denn die alten Blätter fallen nicht eher ab, als bis die jungen schon an ihre Stelle treten. Dennoch muß man gestehen, daß weder die Blätter noch das Gras von so erquickender Farbe, als in gemäßigtern Himmelsstrichen sind. Alle Produkte des Bodens, die Reißfelder allein ausgenommen, haben ein verdorrtes, verwelktes Ansehen, die Blätter sind immer mit Staub und Sand bedeckt, und das Gras ist entweder so kurz, oder so lang und verwildert

herauf geschossen, daß es mehrentheils eine gelblich röthliche Farbe hat. Hier wird niemals das Gras abgemäht, weil die große Hitze es nicht die gehörige Vollkommenheit erreichen läßt, und es wird daher, so wie man es braucht, mit den Wurzeln ausgerissen, und so erstaunend schnell ist hier der Wachsthum aller Pflanzen, daß oft eine einzige Nacht nach einem Regen eine sandige Wüste, wo kein Grashalm sichtbar war, in eine mit dem lieblichsten Grün bedeckte Wiese verwandelt.

Bisher habe ich nur wenige Baumwollenstauden gesehen, die äusserlich wie ein alter Dornstrauch aussehen. Ich vermuthe aus ihrer Seltenheit, daß man in diesem Strich wenig Baumwolle baut, obgleich sie das vornehmste Handelsprodukt des Landes ist. In den Gärten findet man zuweilen Hecken von Weißdorn, aber auf freiem Felde sind die sogenannten Milchbüsche am häufigsten. Dieses Gewächs ist von weicher, poröser Beschaffenheit, und giebt, wenn es gedrückt wird, einen weißlichen Saft von sich, der für ein tödliches Gift gehalten wird. Diesen vermeiden alle Thiere vermöge des Instinkts, wie die Menschen durch Hülfe der Erfahrung. Auch ist das Gewächs so schädlich, daß einem Pferde, welches eine Zeitlang in dem Schatten einer solchen Hecke gestanden hat, der Kopf und die Augen ungeheuer aufschwellen.

Man findet hier eine Pflanze, die mit unsern Artischoken Aehnlichkeit hat, nur daß sie zehnmal größer und stachelichter ist. Diese pflanzt man in die trocknen Gräben der Festungen, wo sie eine undurchdringliche Schutzwehr wird, indem die starken nach allen Seiten hinlaufenden Stacheln Menschen und Vieh den Durchgang verwehren.

Dieses Land wimmelt dermaßen von Einwohnern, daß alle Haupt- und Nebenwege beständig von Gehenden und Kommenden so gedrängt voll sind, als die vornehmsten Straßen von London. Ihre Hauptbeschäftigungen sind die Baumwollenfabriken und der Reißbau. Die schattigen Gebüsche und Dörfer wimmeln von Baumwollenwebern, und man erstaunt über die kunstlose Art, wie sie ihre Arbeiten verfertigen; denn eigentlich brauchen sie dazu keine andern Werkzeuge als drei oder vier kleine Stöckchen, mit deren Hülfe sie in Zeit von vierzehn Tagen eine ganze Webe vollenden. Anstatt eines Weberstuhls spannen sie das Garn von einem Baum zum andern aus, wo es so lange befestigt bleibt, bis das Stück fertig ist.

Ihre Art den Acker zu bauen, ist eben so einfach, vielleicht aber nicht so zweckmäßig. Der Pflug ist eine einfache Maschine mit einer einzigen Handhabe, die von einem Stier oder Büffel gezogen wird, und nicht mehr als zwei

oder drei Zoll tief das Erdreich umwühlt. Wenn der Reißstengel etwa sechs Zoll lang ist, wird er in regelmäßigen Furchen in einen andern Acker verpflanzt, und dann der gütigen Sorge der Vorsehung überlassen, die mehr für die trägen Menschen hier thut, als sie verdienen. Drei bis vier Felder sind immer gemeinschaftlich mit einer auf einer Anhöhe stehenden Pumpe versehen, bei der zwei Mann den ganzen Tag über arbeiten, und jeden Eimer Wasser, den sie auswerfen, nach den Strophen eines Liedes, das dabei gesungen wird, abzählen. Jedes Feld ist mit einem kleinen Damm umgeben; und kleine Gräben, die von der Pumpe ausgehen, verbinden sie unter einander, und setzen die Felder den ganzen Tag über unter Wasser.

Man findet hier auf Reisen keine Gasthöfe in gewissen Entfernungen von einander, wie bei uns in Europa. Jeder, der auf Reisen geht, muß seine Bedienten und Lebensmittel bei sich führen, und unterwegs hält man sich in gewissen Gebäuden auf, die Chultries genannt werden, und die in der Nähe der Städte zur Bequemlichkeit der Reisenden während der Nacht, oder in der Mitte des Tages bestimmt sind; denn niemand bleibt hier ohne dringende Nothwendigkeit in den Mittagsstunden auf der Landstraße. Diese Gebäude sind mehrentheils Denkmähler der Frömmigkeit reicher Hindus und

Mahomedaner, die durch Errichtung derselben, zum Dienste des ermüdeten Wanderers, die Sünden ihres verfloßnen Lebens abzubüßen hoffen. Die gewöhnliche Form der Chultries ist ein nach der Nordseite offenes Viereck mit einem platten Dache. An der Schattenseite der prächtigsten unter diesen Gebäuden befinden sich mehrere Reihen von Säulengängen, eine innerhalb der andern, durch die man vermittelst einer breiten Treppe nach den innern Zimmern hinaufsteigt, wo der Reisende ausruhen kann: indeß seine Leute, wenn er einige hat, sich in dem äussern Vorsaal oder der Veranda aufhalten. Gewöhnlich ist auch ein Teich von frischem Wasser in der Nähe dieser Gasthöfe. Die geringern Eingebornen weichen immer den Vornehmern an diesen öffentlichen Orten, und alle geben einem Europäer von Stande den Vorzug, wenn es ihm einfallen sollte, diese Achtung zu verlangen.

Pferde sind hier noch einmal so theuer, als in England. Sie sind von schöner Gestalt, dabei aber so wild, daß sich selbst ein geübter europäischer Reiter nur mit großer Vorsicht an sie wagt, indem die Mahomedaner ihnen ausdrücklich allerlei bösartige Streiche beibringen. Schwarze Pferde sind hier selten; die gewöhnlichsten Farben sind fahle, hell und dunkelbraun, Schimmel und Schecken. Es ist schwer, sie

einnfarbigt für die Reuterei anzuschaffen, und noch schwerer, ihnen die gehörigen Uebungen beizubringen.

Die Mahomedaner haben eine ganz eigne Art, ihre Pferde zum Verkauf zu mästen. Hammelköpfe zu diesem Behufe zu gebrauchen, würde wohl nicht leicht einem Europäer einfallen, und doch ist dies ein zuverlässiges Mittel. Diese Köpfe werden gekocht, bis sich das Fleisch ganz von den Knochen löset; welches dann mit kühlenden Arzneien vermischt in Kugeln gemacht, und dem Pferde täglich zwei bis dreimal mit unter sein Gram (eine Art Hülsenfrucht, die man hier statt des Habers gebraucht) gegeben wird. Ausserdem bekömmt es ohne Ausnahme alle vierzehn Tage einmal eine Dosis gelind abführender Arzneien. Diese Diät macht ein Pferd, welches vorher ein vollkommenes Gerippe war, in Zeit von zwei Monaten rund und fleischigt, doch ist dieses Fleisch, so gut es auch aussieht, nicht fest, sondern weich und aufgeschwemmt. Der Verkäufer erreicht indessen dadurch gewöhnlich seinen Endzweck, und wenn der Käufer seine Pferde auch einige Monate lang nachher mit festern Speisen füttert, so wird er es bald in einen guten Stand bringen.

Elephanten und Cameele sind in diesem Lande zu wichtige Thiere, um sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Die Elephanten

sind von verschiedner Größe, wenn sie ihren völligen Wachsthum erreicht haben. Gewöhnlich sind sie siebzehn bis zwanzig Fuß hoch, und ein ganz junger Elephante ist ungefähr so groß, als einer unsrer größten Ochsen in England. Dieser unförmlichen Geschöpfe ihre jugendlichen Sprünge machen zu sehen, ist wirklich sehr komisch. Die ausserordentliche Gelehrigkeit dieses Thiers und seine Klugheit sind zu allgemein bekannt, als daß ich viel darüber sagen sollte, ich werde daher nur anmerken, daß sich die Fürsten des Landes ihrer vornehmlich auf zweierlei Art bedienen; ausser ihnen sind auch wenige Menschen im Stande, diese Thiere zu unterhalten, weil sie viel zu ernähren und anzuschaffen kosten, auch ein Elephant funfzehnhundert bis zweitausend Pagoden gilt. Der erste Zweck, zu dem die Elephanten gehalten werden, ist zu feierlichen Aufzügen. Bei diesen Gelegenheiten wird ein viereckigter Thurm, welcher Hauder heißt, schön geziert und vergoldet, und groß genug, um vier bis fünf Personen zu fassen, ihm mit langen Riemen wie ein Sattel auf den Rücken geschnürt. Ferner gebraucht man sie im Kriege, um eine schwere, sechs bis acht Ellen lange, eiserne Kette, die sie im Rüssel führen, wüthend durch die feindlichen Glieder zu schleudern, und alles, was ihnen vorkommt, zu zertreten. Ausserdem sind sie sehr

nützlich, große Lasten, die ausser ihnen kein Thier fortbringen könnte, als die Zelte einer Armee, Canonen und anderes schweres Kriegsgeräth von einem Ort zum andern zu schaffen. Der Elephant wird abgerichtet, sich auf den Bauch zu legen, um bequem bepackt zu werden, und dann mit einer Last auf dem Rücken, die ein mäßiger Frachtwagen fassen könnte, behutsam wieder aufzustehen. Er wird von einem einzigen Menschen gelenkt, der mit kreuzweis untergeschlagnen Beinen auf seinem Halse sitzt, mit einem Werkzeuge versehen ist, welches einem spitzen Hammer ähnlich sieht, und mit Hülfe einer dem Thiere verständlichen Sprache, es nach Belieben durch ein paar kleine Schläge seines Hammers auf eine gewisse empfindliche Stelle des Kopfes, bald hie, bald dorthin leitet. Wenn der große Fleischberg aufrecht steht, ersteigt man ihn mit Hülfe einer Leiter, oder klettert hinten am Schwanze hinauf, zuweilen beugt er auch die Knie ein wenig, um seinem Führer oder andern Gelegenheit zu geben, über seine Schulter weg hinauf zu steigen. Der Schritt des Elephanten scheint zwar langsam, aber er kommt doch weit in kurzer Zeit, und zuweilen kann man ihn auch in eine Art von Trab bringen. Er wird mit Stroh oder den kleinen Zweigen von Bäumen und Büschen gefüttert. Ich habe einen drei bis

vier Bund Stroh auf einmal zum Frühstück essen sehen, ohne gesättigt zu werden; und dabei ist es wirklich auffallend, mit welcher Sauberkeit und Reinlichkeit er das Stroh vorher mit seinem Rüssel bereitet und in Ordnung legt. Es scheint, als ob die Eingeweide des Elephanten einfacher gebildet wären, als aller andern Thiere, denn die Speisen, die er zu sich nimmt, erleiden eine sehr geringe Veränderung, indem sie durch seinen Magen gehen. Sein Unrath ist auch weiter nichts, als ein Haufen zerstreutes Stroh und Stöcke, und sein Wärter muß ihm täglich eine Portion erweichender Arzneien geben, um die Verdauung zu befördern. Ganz gegen die Beschaffenheit aller andern Thiere ist die Bescheidenheit des Elephanten so groß, daß er sich, aus Furcht gesehen zu werden, bis an den Hals im Wasser stehend, begattet.

Man bedient sich auch der Kameele bei den Armeen, und zum Tragen großer Lasten auf weiten Reisen. Sie gehen am besten bei trockner Witterung, und traben neunzig bis hundert Meilen in einem Tage, wann sie mit eiligen Botschaften abgeschickt werden. Sie sind erstaunend bösartige Thiere, und ihr Wärter, oder ein Kameelhirkarrah, ein Kameelkourier, lebt nur kurze Zeit, weil es erstaunend angrei-

greifend ist, auf einem Thiere so schnell zu reiten, welches einen so erschütternden Schritt hat.

Tieger sind in diesem Lande so häufig und wüthend, daß viele Dörfer in der Nähe der Berge, alle Abend vor Sonnenuntergang ihr Vieh verwahren, und ihre Hütten verschliessen müssen, um sich gegen ihre Angriffe zu schützen.

Das Klima ist hier während den Frühlingsmonaten verhältnißmäßig kühl und angenehm, aber auch zu dieser Zeit steht das Barometer gewöhnlich auf neunzig Grad, und steigt zuweilen bis hundert und zwanzig. Jetzt sind wir im Mai, und die Hitze ist so unerträglich und drückend, daß man nicht die geringste Beschäftigung mit Vergnügen vornehmen kann, indem man selbst bei Tische immer ein Schnupftuch an jeder Seite haben muß, um die unaufhörlich hervordringenden Schweißtropfen abzuwischen. Selbst was ich jetzt schreibe, macht mir die größte Mühe wegen der Tropfen, die beständig von der Stirne auf das Papier fallen, und es eben so durchnässen, wie die strömenden Thränenbäche aus den Augen eines verzweifelnden Liebhabers, wenn er an seine strenge Gebieterin schreibt. Einige Leute pflegen in diesem heissen Klima ihre Wäsche täglich drei bis viermal zu wechseln, aber mich dünkt, dies ist eine verlorne Mühe, weil das eben angezog-

ne Zeug in wenigen Minuten eben so feucht als das vorige wird, und die Hitze erschlafft so sehr, daß man sich ganz erschöpft fühlt, ehe man mit dem Anziehen zu Stande kommt. Eine sehr angenehme Erfrischung ist es, gleich, nachdem man aufgestanden ist, sich verschiedne Eimer mit kaltem Wasser über den Kopf giessen zu lassen. Aber auch diese Erquickung ist nicht von langer Dauer. Am bequemsten haben es diejenigen, welche Perücken tragen, weil sie sich diese Wollust weit öfter verschaffen können, als alle andere, die ihr eignes Haar haben. Ein Europäer muß sehr behutsam seyn, wenn er unter freiem Himmel sich badet, denn, noch ehe man sich wieder ankleiden kann, läuft man Gefahr, daß die Sonne die ganze Haut des Rückens abblättert, und dann muß man Sorge tragen, sich sogleich mit Oel einschmieren zu lassen.

Die Sonnenhitze ist nicht die einzige Unannehmlichkeit in dieser Jahreszeit, denn ausserdem weht vier Monate lang hinter einander ein gewisser Wind vom Lande, welcher bei Tage eine unerträgliche Hitze verursacht, und des Nachts gerade eine entgegengesetzte Empfindung hervorbringt. Ich übertreibe keineswegs, wenn ich sage, daß einem beim Hauch dieses brennenden Windes eben so zu Muthe ist, als wenn man den Kopf in einen glühenden Ofen

steckt; auch pflegt die Haut des Gesichts sogleich auf die schmerzhafteste Art zu platzen. Man bemerkt diese Windstöße schon einige Zeit vor ihrer Ankunft, wie sie wüthend von Westen her in Wirbeln angezogen kommen, und Sand, Erde und alles, was ihnen vorkommt, in himmelhohen Säulen und Wolken von Staub vor sich her treiben. Diese Windstöße haben einige Aehnlichkeit mit den abwechselnden Gewitterschauern, die zuweilen so plötzlich von den Bergen herunter ziehen. Hier aber sind sie selten mit Regen begleitet. Dergleichen Orkane sollen häufig so gewaltsam seyn, daß sie Häuser abdekken und kleines Vieh in die Luft erheben. Auch habe ich selbst es schwer gefunden, mich auf den Beinen zu erhalten, wenn mich einer dieser Wirbelwinde überraschte, und doch habe ich ein ziemliches Gewicht. Sobald man ihre Annäherung bemerkt, werden alle Fenster und Thüren dicht verwahrt, um nicht von dem Sand und Staub, den sie mit sich führen, erstickt zu werden, und alles im Hause verderben zu lassen. Ich habe mich mit dabei befunden, wo einer dieser Wirbelstürme uns nöthigte uns auf diese Art zu verrammeln, und bei hellem Mittag zum Essen Licht anzuzünden, welches die Hitze ganz unleidlich machte. Ungeachtet wir uns nun so sorgfältig eingesperrt hatten, drang den-

noch der Staub durch unzählige unsichtbare Rizzen, und fiel so dicht auf unsre Teller, daß man ihn in ganzen Messerspitzen wie gestoßnen Pfeffer fassen konnte.

Gegen Abend legen sich die Landwinde, und ehe es Mitternacht ist, wird es ganz kalt, und diese schnelle Abwechslung hält man für sehr schädlich, und wenn man alsdann an einem Orte schläft, wo ein starker Durchzug der Luft ist, welches die Europäer häufig zu thun pflegen, so läuft man Gefahr, ehe der Morgen kommt, den Gebrauch seiner Gliedmaßen an der Seite, wo der Wind herkommt, zu verlieren.

Unserm Regiment ist es unmöglich geworden, die Kleidung der Hochlande hier länger beizubehalten. Wir haben daher neue Kleider mit weissen Hüten und langen Beinkleidern tragen müssen, die dem Klima angemeßner sind. Dennoch glaube ich, daß einige unsrer Leute lieber der ganzen Wuth der Musquiten getrotzt, als ihrer vaterländischen Tracht entsagt hätten.

Zu Anfang dieses Monats hielt der Gouverneur und der General Munro in Begleitung vieler fremden Abgesandten oder Vakiels eine öffentliche Revüe unsers Regiments. Bei dieser Gelegenheit erhielten die Majors, Elphinston und Makenzie, viele verdiente Lobsprüche vom General, wegen ihrer großen Aufmerksamkeit auf die strengste Mannszucht des Corps, wel-

ches an diesem Tage acht hundert Mann stark aufzog, und ein sehr kriegerisches Ansehen hatte. Alle Zuschauer, selbst Hyder Allys Abgesandter gestanden, daß wir ganz zum Dienst tauglich wären. Seit der Revüe aber haben die höllischen Landwinde unsre Krankenlisten sehr vermehrt, und viele unsrer besten Leute sind Opfer seines bösartigen Einflusses geworden. Es ist in der That traurig, wenn man sehen muß, wie plötzlich die schönen Kerle hingerafft werden, die in einem gemäßigtern Himmelsstriche ihrem Vaterlande noch die erspießlichsten Dienste hätten leisten können.

Da der indische Luxus und Reichthum ein so allgemein bekannter Gegenstand des Gesprächs ist, wird man hier vielleicht nicht ungern eine genaue Nachricht von dem Sold sehen, den die Compagnie allen ihren Offizieren in dem Etablissement von Madras zahlt. Ich erwähne diesen letztern Ort insbesondere, weil jedes Etablissement verschiednen Sold giebt.

Der Contrakt der Compagnie mit den königlichen Truppen, wie er in ihrem öffentlichen Briefe lautet, den das 73. Regiment im Jahr 1779 mitnahm, ist folgender. Sie sollen monatlich eine Zulage erhalten, welche mit dem Sold des Königs zusammen genommen so viel ausmachen soll, als die Compagnie ihren eignen Truppen giebt. Die königlichen Offiziere

sollen auch vor ihren eignen Offizieren von gleicher Ancienetät den Rang haben, welches unpartheiisch genommen eigentlich eine harte Bedingung für die erfahrnen Offiziere der Compagnie ist. Indessen ist dieser Contrakt, wenn er genau beobachtet wird, höchst schmeichelhaft für uns, und das einzige, was uns den Dienst in einem so weit entfernten Lande erträglich machen kann.

Die currente Münze des Landes sind Pagoden, Rupien, Fanams und Casch. Die letztere ist nur eine eingebildete Münze wie unsre Pfund Sterling, aber von geringerm Werthe, als ein halber englischer Penny, indem 6 Casch einen Fanam, oder zwei Pence englisch ausmachen. Zwölf Fanams, oder zwei englische Shilling machen eine Rupie, und vier Rupien oder acht Shilling gelten eben so viel als eine Sternpagode, wie sie in einem Wechselbrief auf London gerechnet wird. Denn man muß anmerken, daß der ursprüngliche Werth einer Pagode nur sieben Shilling und Sixpence oder fünf und vierzig Fanams ist, und nach diesem Fuß werden auch die Truppen bezahlt. Die sechs und ein viertel Procent aber, oder der übrige Sixpence ist der gewöhnliche Abzug für denjenigen, der den Wechsel ausstellt *).

*) Herr Munro hat hier den Werth der indischen Münzen nach englischem Gelde nur ungefähr be-

Zuweilen ist aber auch die Nachfrage nach Wechseln auf die Quartiermeister und die Flotte so groß, daß man zwölf bis funfzehn Procent mehr als gewöhnlich dafür geben muß. Zwölf Procent sind die gesetzmäßigen Interessen dieses Landes, aber es giebt auch Wucherer in Menge, welche sich kein Gewissen daraus machen, siebzig und hundert Procent zu nehmen, und noch überdem Pretiosa zum Pfande fordern, bis das Capital und die Interessen zurückbezahlt sind. Dies ist das gewöhnliche Mittel, hier ein großes Vermögen in kurzer Zeit zu erwerben, es gehört aber ein gewisses Capital dazu, um damit anzufangen. Einige Kaufleute unter den Eingebornen, die vielleicht zweihundert Procent in andern Gegenden zu gewinnen wissen, finden es zuweilen rathsam, so ungeheure Procente zu geben. Im Ganzen aber trift dieser Mißbrauch das Militair am häufigsten,

rechnet, oder ihren Werth in Indien nicht genau von dem unterschieden, was Pagoden oder Rupien in Wechseln gelten, die in England zahlbar sind. Eine Rupie wird in Madras immer zu 2 Shilling 3 Pence angenommen, in Summen aber, welche die Gesellschaft oder Privatpersonen von Ostindien nach London transferiren, nur zu zwei Shilling, bisweilen nur zu 20 Pencen ausgegeben. S. Craufurds Enquiries into the Situation of the East India Company. London 1790 4.

die am öftersten in dem Fall sind, ihre Zuflucht zu solchen Mitteln nehmen zu müssen. Diesem Umstand muß man auch die Dürftigkeit zuschreiben, die beständig in der Armee herrscht; denn obgleich ihre Besoldung noch einmal so groß als in England ist, so ist doch der Luxus hier so ausschweifend, daß es immer auf dasselbe hinausläuft, das heißt, es reicht gerade zum bloßen Unterhalte hin. Sparsamkeit wird hier mit der größten Verachtung betrachtet, und ein junger Mann, der es nur wagte, dieses verhaßte Wort auszusprechen, würde bald aus allen guten Gesellschaften verbannt werden. Man sieht sich daher nothgedrungen, dem allgemeinen Gebrauch nachzuleben, so nachtheilig es auch für das Privatinteresse eines jeden ist. Der ganze Unterschied in der Lebensart eines Offizieres in England und Indien ist, daß der leztere auf einem vornehmern Fuß lebt, und der andere ungleich mehr die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens genießt.

Etat der Besoldung und Zulage, welche die Compagnie ihren Truppen auf dem Etablissement von Madras für einen Monat von dreissig Tagen bezahlt.

Die Stabsoffiziere sind wegen ihrer Besoldungen auf die Jaghiers oder Güter der

Compagnie angewiesen, die nicht immer glei-chen Ertrag geben; dennoch steht ihr Sold in sehr richtigem Verhältniß mit dem der übrigen Offiziere.

Bei der Artillerie bekömmt ein Capitain für einen Monat von dreißig Tagen		L.	Sh.
		40	4
Ein Lieutenant		24	1
Ein Unterlieutenant		17	1
Ein Sergeant	Alle diese werden in Kriegszeiten auf Kosten der Compagnie gespeiset.	2	8
Ein Corporal		2	0
Ein Bombardier		1	16
Ein Kanonier		1	12
Ein Matrose		1	4
Ein Trommelschläger		1	4

Bei der Cavallerie	L.	Sh.	D.
Ein Rittmeister	45	4	6
Ein Lieutenant	19	6	0
Ein Cornet	23	1	0
Ein Sergeant auss. Lebensmittel	2	16	0
Ein gemeiner Reuter	1	4	0

Bei der europäischen Infanterie	L.	Sh.
bekömmt ein Capitain	38	14
Ein Lieutenant	23	6
Ein Fähndrich	17	1
Unteroffizier	2	0
Gemeiner	1	0

Bei der Seapoy=Infanterie.	L.	Sh.	D.
Subidar	8	2	6
Jemedar	2	13	3
Havildar	1	8	6
Naigue	1	4	6
Seapoy		4	6
Trommelschläger		19	6
Bucalie oder Wasserschöpfer für das Batallion	1	7	0

Der monatliche Sold der europäischen Offizier bei den Seapoys=Batallions ist eben so wie bei den englischen Feldregimentern.

Es wird vielleicht dem Leser nicht unangenehm seyn, hier einige Nachricht von der Art und Weise zu lesen, wie eine orientalische Armee zum Kriege versammelt, und wie der Marsch eingerichtet wird.

Sobald der Entschluß gefaßt ist, eine Armee ins Feld rücken zu lassen, wählt man einige Günstlinge unter den Civilbedienten der Presidentschaft zu Commissarien und Agenten, um eine gewisse Anzahl Truppen mit Reiß, Arrak, Zug= und Lastochsen, Zelten, Rind= und Hammelfleisch zu versehen.

Hier muß ich anmerken, daß man in Indien statt der Pferde immer starke Ochsen braucht, um die Canonen zu ziehen; wobei man im Durchschnitt für jedes Stück grob Geschütz immer einen Ochsen für jedes Pfund Gewicht der Kugel

rechnet und noch einige drüber bei vorkommenden ausserordentlichen Fällen, nebst einer gehörigen Anzahl Leute zur Aufsicht über das Vieh. Auch wird aller Vorrath der Armeen an Reiß, Pulver und anderer Kriegsmunition von Ochsen getragen; ferner die Zelte, und alles, was zum Departement des Quartiermeisters gehört; so daß es hier unmöglich ist, ohne ungeheure Heerden *) dieser nützlichen Thiere zu Felde zu ziehen, und der Commissionair, der sich anheischig macht, der Compagnie um einen bestimmten ziemlich beträchtlichen Preis die gehörige Anzahl zu liefern, kann allemal in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen erwerben. Auch hängt von ihm das Fortkommen der Armeen ab, denn ohne Vieh kann sie keinen Schritt aus den Quartieren rükken. Denn hier zu Lande sind Ochsen, Geld und gute Spione die Haupttriebräder des Krieges,

*) Bei der Armee des General Meadows, die jezt vom südlichen Carnatic aus gegen Tippo Sahab agirt, welche nicht stärker als 17000 Mann Europäer und Seapoys ist, befanden sich bei ihrem Aufbruch 70,000 Büffelochsen. Jeder kostet der Präsidentschaft Madras, die diesen Krieg als Alliirte des Königs von Travancore angefangen hat, monatlich 10 Rupien. Sie muß auch den Werth des Thieres ersetzen, wenn es auf dem Marsche umkommt. Werden hiezu noch die Elephanten gerechnet, so kostet blos die Unterhaltung der Bagage dieser kleinen Armee den Engländern monatlich 100,000 Pf. Sterling.

und man kann sich leicht vorstellen, welche traurige Folgen es haben würde, wenn es dem Feinde einfiele, die Commissarien zu bestechen, in gewissen dringenden Fällen etwas nachlässig in ihrer Pflicht zu seyn.

Gewöhnlich pflegen der Commissarius für die Lieferung der Ochsen, und der für die Lebensmittel in gutem Vernehmen mit einander zu stehen. Und wenn der letztere etwa einmal wegen Mundprovision in Verlegenheit ist, so läßt der andre ein paar hundert seiner Zugochsen lähmen, die denn heimlich an seinen Freund abgeliefert werden; indem es eine leichte Sache ist, sie im Hauptquartier als im Marsch gelähmt, oder im Dienst aufgerieben, anzugeben. Auch darf keiner es wagen, an der Wahrheit des Berichts zu zweifeln, denn seine Knechte von den Eingebornen des Landes und auch andere tragen kein Bedenken, für angemeßne Bezahlung erforderlichen Falls einen Eid abzulegen. Natürlicherweise erhält der Commissarius sogleich Befehl, den Verlust durch neue Ochsen zu ersetzen, und so ist ihm und seinem Freund zugleich geholfen. Auch kostet es wenig Mühe zu veranstalten, daß zwei bis drei tausend Last- und Zugochsen durch die Sorglosigkeit der Hüter sich gelegentlich von der Armee entfernen und bis zu den feindlichen Vorposten schweifen, unter dem Vorwande, daß man in der Nähe keine gute Weide finde. Diese fallen denn

dem Feinde in die Hände, und es wird ein angemeßner Bericht davon abgestattet.

Am einträglichsten ist der Posten eines Lieferanten der Lebensmittel, wenn die Partheien, die auf Fouragirung ausgeschickt werden, kein Glück in ihrem Geschäfte haben. Doch macht er auch einen artigen Profit, wenn er über den Verkauf des Getraides und Viehes, das im Verlauf des Feldzuges dem Feinde weggenommen worden ist, die Aufsicht führt. Dieses wird zwar dem Vorgeben nach zum Besten der Armee auf öffentlichen Markte losgeschlagen, aber der vornehmste Gewinn wird doch dem Lieferanten und seinen Gehülfen zu Theil.

Dem Reißlieferanten durch alle verwickelten Krümmen seines kunstreichen Geschäfts zu folgen, würde ein vergebliches Unternehmen seyn. Da der Reiß hier der vornehmste Artikel des Lebensunterhalts ist, so muß er für jeden Soldaten und jeden Kerl vom Troß einen hinlänglichen Vorrath besorgen. Die erstern bekommen dies nebst einem gewissen Quantum an Fleisch und Branntwein unentgeltlich. Aber die Kuhlies oder Lastträger müssen ihren Reiß zu einem bestimmten Preis bezahlen, so daß sein Gewinnst von der Consumtion abhängt, die nothwendig bei einer so großen Armee beträchtlich seyn muß. Ausserdem aber versorgt er oft heimlich die Einwohner der Städte, durch welche die Armee marschirt, und die Noth leiden, mit Reiß, um

einen sehr erhöhten Preis. Das so verbrauchte Quantum wird denn als vom Feinde weggenommen, oder aus Mangel an Ochsen zurückgeblieben, angegeben, und das seiner Bürde entledigte Vieh wird auf solche Weise angebracht, daß jeder von den Commissarien seinen Vortheil dabei hat.

Es ist hier nicht üblich, daß sich die Offiziere ihre Zelte selbst schaffen, oder für ihr Fortkommen sorgen. Die Freigebigkeit der Compagnie liefert ihnen alle diese Bedürfnisse von der besten Beschaffenheit. Die Zelte sind hier zweimal so groß, als die in Europa üblichen. Sie sind aus dickem baumwollnen Zeuge verfertigt; das Dach (Shell) sowohl, als die Wände besteht aus zwei Lagen weissen und einer Lage blauen Zeuge, welches letztere an die innere Seite kommt. Die Decke ist von eben den Materialien, so daß ein Offizier im Felde die große Annehmlichkeit genießt, sich gegen die senkrechten Stralen der Sonne durch eine sechsfache Bedeckung schützen zu können, welches in einem so heissen Lande kein geringer Vortheil ist.

Die Zelte der Gemeinen haben so viel Raum, daß sie bequem zehn Menschen fassen können; sie bestehen auch aus zwiefachem weissen und einfach blauen Zeuge; und dies wird, nachdem es eine Zeitlang dem Regen und Staub ausgesetzt ist, so dicht, daß man selbst in den heißesten Tagen unter dem Schatten eines Zeltes einer angenehmen

Kühlung genießt. Ich habe von den Zelten so umständlich gesprochen, weil ich sie für eine von den grösten Annehmlichkeiten bei einem Feldzuge in Indien halte, und die man am wenigsten entbehren kann. Aber hier wie in allen andern Artikeln fand der Lieferant bald, daß die Nachfrage nach Zelten seinen Vorrath von Zeug weit überträfe; anstatt daher mehr Weber anzunehmen, um diesem Mangel abzuhelfen, ließ er beides in der äussern und innern Bekleidung, ganze Breiten vom nöthigen Zeug weg, so daß wir nur eine vierfache Bedeckung hatten. Um aber seine Zelte von denen, die Privateigenthum waren, zu unterscheiden, waren sie alle mit den Buchstaben B. S., den Anfangsbuchstaben seines Namens, gezeichnet; und dies wurde an heissen Tagen sehr oft durch betrügerischer Schuft (Base Scoundrel) erklärt.

Für jedes Zelt sind drei Ochsen bestimmt, und einer für ein Zelt der Gemeinen. Die der Stabsoffiziere aber sind gewöhnlich so groß, daß ein Cameel oder Elephante erfordert wird, sie fortzuschaffen. Auch werden zwei Laskars mit jedem Zelte zu Felde geschickt, um es aufzuschlagen und die nothwendigen Ausbesserungen vorzunehmen.

Ein sehr nothwendiges Geräthe bei einem europäischen Corps sind ein paar Bukalies bei jeder Compagnie. Dies sind große lederne Schläu-

che mit Wasser angefüllt, von denen zwei von einem Ochsen getragen werden, zum Dienste der Soldaten auf dem Marsch oder im Lager bestimmt sind, und von einem dazu besonders besoldeten Mann besorgt werden.

Hier wie in Europa gehört es zum Amte des Quartiermeister, auf alle öffentlichen Zelte, Ochsen, Laskars, den Reiß u. s. w. des ganzen Regiments Acht zu haben. Dafür werden ihm einige Knechte, Ochsen und Wagen erlaubt, und dies nebst dem knappen Ausmessen des Reisses an die Soldaten und Knechte ist ein kleiner Vortheil seines Postens, wenigstens kann er sicher seine ganze Bagage kostenfrei fortschaffen.

Dem Chirurgus eines europäischen Corps fehlt es nicht an Beschäftigung, wenn er seiner Pflicht ein Genüge leisten will. Man übergiebt ihm, wenn es zu Felde geht, eine gewisse Anzahl Duhlies (Doolies) oder Krankenbetten, die eine geringere Art von Palankins sind, und von denen gewöhnlich auf zehn Mann immer eines mit vier Trägern gerechnet wird. In dieser werden die Kranken jedes Regiments mit der Armee fortgebracht; die gefährlichsten aber bleiben unter der Aufsicht eines Gehülfen des Wundarztes an einem sichern Orte zurück. Ist eines dieser Krankenbetten unbesetzt, so kann der Chirurgus leicht einen seiner Reisekoffer hineinschieben. Auf diese Art

und

und mit Hülfe der Bequemlichkeiten, die man ihm zugesteht, die Arzneimittel mit fortzuschaffen, pflegt er gewöhnlich seine Bagage sicher und ohne Kosten mitzunehmen.

Ein unumgänglich nothwendiges Zubehör einer orientalischen Armee ist ein Bazar oder ein ganzes Lager von Marketendern, die auf der Küste Coromandel gewöhnlich auf Befehl des Nabob von Carnatic zusammengebracht werden, weil seine Unterthanen am besten mit diesem Geschäfte bekannt sind. Diese sorgen für alle Bedürfnisse des Lebens, welche für jeden, bei sich zu führen, höchst unbequem seyn würde, und verkaufen alle diese Dinge mit gutem Profit an die Soldaten. Ihre Waaren sind hauptsächlich die nothwendigen Gewürze Curry (von Reiß) zu bereiten, Tabak, Reiß, Fleisch, Baumwollenzeug, Gram (Futter) für die Pferde, kurz sie bringen einen vollständigen Markt zusammen, wo man alles, was zum Lebensunterhalt gehört, um gewisse Preise bekommen kann. Der Aufseher dieses buntscheckigen Haufens muß auch dafür sorgen, daß eine gehörige Anzahl dieser Höker jedes Detaschement begleitet, welches sich auf eine Zeitlang vom Hauptlager entfernen muß. Alles, was hier verkauft wird, bezahlt eine gewisse Abgabe an den Befehlshaber der Armee, der davon sehr beträchtliche Einnahmen zieht. Aus diesem Grun-

de pflegt er auch sehr dafür zu sorgen, daß der Markt nicht allein mit den ersten Lebensbedürfnissen, sondern auch mit allen Erfordernissen des Luxus versehen ist. Der Aufseher hat ebenfalls gewisse Accidenzien dabei, und noch manche andre, die unter ihm stehen; am Ende aber fällt doch diese Last am schwersten auf die armen Käufer.

Sobald die Zelte und übrigen Bedürfnisse des Lagers angeschafft sind, versammeln sich die Truppen, und wenn die Lieferanten alsdenn nicht eine hinlängliche Anzahl Ochsen zum Fortbringen der Lebensmittel und Kriegsmunition anschaffen können, so werden Detaschementer von Seapoys ausgeschickt, und Kuhlies (Lastträger) gewaltsam angeworben, die ihre Stelle vertreten müssen; bedarf man deren aber eine beträchtliche Menge, so wird die Werbung so hitzig und allgemein, als in Kriegszeiten auf der Themse, wenn die Matrosen weggenommen werden. Auch macht man alsdann keinen Unterschied unter den Eingebornen, und Weiber werden sowohl als Männer weggenommen. Sogar die Lieblingsochsen, die zum Dienste der Swamys bestimmt sind und den indischen Kaufleuten gehören, und alle Palankinträger innerhalb des Bezirks der sogenannten schwarzen Stadt werden in solchen Nothfällen ins Lager geschleppt.

Sobald man zu diesen gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nimmt, finden die Offiziere, die ihre Privatbagage auf eigne Kosten fortschaffen müssen, es sehr schwer, die gehörigen Leute zu bekommen, zumal da das Gepäcke in einem orientalischen Lager nicht klein ist. So wie ein Offizier hier steigt, muß er auf einem größern Fuß leben und mehr Aufwand machen. Hier sieht man in den Zurüstungen zum Kriege nichts schreckliches, denn es wird ungleich mehr für Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, als für Geschwindigkeit und das wahre Beste des Dienstes gesorgt. Man würde es durchaus lächerlich finden, wenn es ein Capitain sich sollte einfallen lassen, zu Felde zu ziehen, ohne vorher folgenden ungeheuern Troß zusammengebracht zu haben. Einen Dubasch, Koch und Gehülfen des Kochs, und da in diesen Zeiten Ochsen nicht leicht zu bekommen sind, funfzehn bis zwanzig Kuhlies, um seine Bagage fortzubringen; einen Pferdehüter, Grasschneider, und ausser diesen noch häufig eine Gesellschafterin vom andern Geschlecht, nebst ihren Bedienten. Er braucht ferner gemeinschaftlich mit den andern Offizieren des Regiments einen Barbier, Wäscher und Plätter. Auch führen viele noch zu dieser sehr unschicklichen Zeit einen Palankin bei sich, welches ihr Gefolge natürlicherweise wieder um neun Personen vermehrt,

Dabei hat er in seinem Zelt ein bequemes großes Bette, Matratzen, Küssen, u. s. w. verschiedne Zeltstühle oder Schemel, einen Zuklaptisch, einen Lichtschirm, sechs bis sieben Kisten mit dem Tischgeräthe; imgleichen seine Wäsche, die wenigstens in vier und zwanzig vollständigen Anzügen besteht, und einige Dutzend Bouteillen Wein und Branntwein; Thee, Zucker und Zwieback, einen Kober mit lebendigem Federvieh und eine Ziege; ferner ein Zelt für einen Bedienten und Bagage, welches ihm aber nicht auf Kosten der Compagnie geliefert wird. Jedes Erforderniß des Lebens kann man auf dem öffentlichen Bazar oder Markte kaufen. Nach diesem Maaßstabe richtet sich jeder Offizier nach seinem besten Vermögen ein, viele sind aber am Ende nothgedrungen, die Hälfte dieses unnützen Gepäckes aus Mangel an Trägern zurückzulassen.

Wenn ein Offizier sich Gäste ins Lager bittet, braucht er nie für Teller, Messer, Gabeln, Stühle und Gläser zu sorgen, denn es ist allgemein eingeführt, daß jeder seinen Bedienten mit einem vollständigen Couvert voranschickt, der es auf der ersten besten Stelle der Tafel, die er unbesetzt findet, hinstellt. Schüsseln für die Gerichte aber werden von den nächsten Nachbaren zusammengeborgt. Anstatt daß die Offiziere wie in Europa einen gemeinschaftlichen Tisch unterhalten sollten, muß hier jeder seinen eignen Koch

haben, und bewirthet also ein halbes Dutzend seiner Freunde, wenn die Reihe an ihn kömmt. Dies ist zwar ganz angenehm, aber weit kostbarer als die gemeinschaftlichen Tafeln, wodurch im Felde eine Menge überflüssiger Bedienten erspart werden könnten.

Doch läßt sich auch etwas zur Entschuldigung eines so zahlreichen Trosses sagen, weil man hier nicht wie in Europa auf dem Durchmarsch durch die verschiedenen Städte und Flecken alle Bedürfnisse bekommen kann. Denn sobald ein Krieg in diesen Gegenden ausbricht, wird sogleich das Volk flüchtig, und das ganze Land gleicht einer Wüstenei, so daß man nicht hoffen darf, den ganzen Feldzug über das geringste zu erhalten, ausser wenn man in Feindes Land ist.

Zu den unentbehrlichsten Leuten in einem Lager gehören die Hirkarrahs oder Spionen. Diese haben verschiedne Mittel, Nachrichten von einem Ort zum andern zu übertragen. Gewöhnlich bedienen sie sich aber einer Verkleidung, und ihre Berichte tragen sie in kleinen Buchstaben geschrieben auf einem sechs bis sieben Zoll langen und einem Zoll breiten Streif Papier, dicht zusammen gerollt, entweder in einer Federspuhle, oder in einem ausgehöhlten Spazierstock bei sich. Auch führen sie dies Papier häufig in dem Turban, den Naslöchern, oder an einem noch geheimern Orte. Wenn ein solcher Hirkarrah sehr ge-

nau durchsucht wird, und in dringender Gefahr zu seyn glaubt, pflegt er häufig den Chit, so nennt man seine Depeschen, zu verschlucken. Vermuthet aber der Feind, daß er sich dieses Mittels bedient hat, so wird sogleich ein Chirurgus herbeigerufen, der ihm eine starke Purganz beibringen muß; auch sagt man, Hyder Ally habe in dringenden Fällen kein Bedenken getragen, einem Hirkarrah den Bauch aufzuschneiden, um irgend einer wichtigen Nachricht beizukommen. Es wird erzählt, ein Offizier von hohem Range in unserm Dienst habe sich eines weiblichen Spions bedient, der ihm im Lauf seiner Operationen sehr wesentliche Dienste leistete. Dieses treue alte Weib wollte aber nie gestehen, wo sie in der Stunde der Anfechtung den Chit verbarg, und die Muthmaßungen über diesen Punkt waren mancherlei.

Die Vorposten und Piquets zu besetzen, Eskorten und alle andere beschwerlichen Dienste des Krieges werden hier den Seapois zu Theil, die eine bewundernswürdige Thätigkeit auf ihren Posten zeigen, und allen Befehlen, die ihnen gegeben werden, mit dem unbedingtesten Gehorsam und der größten Genauigkeit nachkommen. Die Europäer thun im Lager keine andern Dienste, als ihre eignen Wachen zu besetzen, es sey denn, daß der Feind in der Nähe wäre. Man schont sie absichtlich, damit die Hitze nicht so vielen nachtheilig werden möge.

Die brittische Armee campirt hier mit eben der Ordnung und Regelmäßigkeit als in Europa, und hinter derselben wird ein Raum für den Troß und die Zelte der Marketender bestimmt, welche letztern sich durch die dreieckigte Fahne des Nabobs auszeichnen, die über selbige flattert. Nachdem das Lager aber einige Zeit gestanden hat, ist es unmöglich, zu verhüten, daß nicht ganze Schaaren dieser Geschöpfe sich hartnäckig in die Linien drängen, und ihre Feuer in jeder Straße und jedem Gange des Lagers anzünden; welches nicht allein die größte Verwirrung veranlaßt, sondern auch des Nachts die unleidlichsten Gerüche verbreitet. Dieser letzte Umstand besonders ist auf einem Marsche ganz unerträglich; denn sollte es einmal des Nachts regnen, so hält sich jeder Knecht, den man für die Compagnie angenommen hat, für berechtigt, in einem solchen Nothfall in seines Herrn Zelt Schutz zu suchen; und diese Freiheit muß man ihnen zugestehen, wenn sie nicht davon laufen sollen, denn des Nachts Kälte oder Nässe leiden, ist einem Indier unerträglicher, als der Tod. Man kann sich vorstellen, was der Capitain unter diesen Umständen auszustehen hat, wenn er mitten unter seinen ausgesuchten Bequemlichkeiten, in seinem engen Zelte, unter einem Haufen von zwanzig bis dreissig dieser Elenden, die auf der Erde dicht über einander liegen, um sich zu erwärmen, ausdauern muß. Einige

klappern vor Kälte, andere schnarchen, einige vertreiben die feuchten Ausdünstungen des Erdbodens, durch andere kräftigere Effluvia, indeß einige ein Anfall von Bauchgrimmen nicht schlafen läßt, ein Endchen stinkenden Tabak anzünden, und ohne Umstände oder Ehrerbietung eine Unterredung in einem brummenden, gedämpften Ton mit einander zu schwatzen anfangen, welcher klingt, als ob sie sich zankten. Einige cholerische Europäer lassen sich bei dergleichen Gelgenheiten dermaßen von ihrer Leidenschaft hinreissen, daß sie ihren Nutzen vergessen, und voller Zorn über die Unverschämtheit der Kerle, sie mit einigen derben Hieben auseinandersprengen. Wenn sie sich aber am folgenden Morgen von allen ihren Leuten verlassen sehen, haben sie hinlängliche Muße und Veranlassung ihre Uebereilung zu bereuen.

Ausser der oben beschriebnen Menge, die dem Lager folgen, führt noch jeder Seapoy seine ganze Familie mit, wenn sie auch noch so zahlreich ist, die er alle von seinem Sold und dem ihm zugetheilten Reiß erhält. Dieser Gebrauch ist, wenn man auf die Sitten der orientalischen Völker Rücksicht nimmt, nicht ganz zu verwerfen, denn bei ihnen ist es eingeführt, daß sich Mann und Weib nie trennen. Die Frau theilt mit der größten Bereitwilligkeit alle Beschwerden

des Krieges mit ihrem Manne, wenn sie auch noch so gefahrvoll sind, und folgt ihm getrost auf allen Schritten. Ueberdem ist der Stand eines Seapoy so angesehen vor den übrigen geringern Ständen, daß alle seine dürftigen Verwandten Unterhalt von ihm erwarten; welches er ihnen auch großmüthigst angedeihen läßt, indem er alles, was er besitzt, mit diesen seinen Clienten theilt, die keine andere Heimath haben, als seine Caserne oder sein Zelt. Dennoch deucht mich, man könnte ohne den Seapoys wehe zu thun, diesen lästigen Gebrauch abändern. Auf alle Fälle sind weit weniger Gründe vorhanden, um den Kuhlies und andern Nachtretern der Armee eine ähnliche Erlaubniß zu gewähren, die gleichergestalt alle ihre Weiber und Kinder bei sich haben.

Jetzt muß ich noch einige Bemerkungen über die Kavallerie hinzufügen. Die Compagnie hat eigentlich nur eine geringe Anzahl dieser Truppen im Dienste; denn der größte Theil wird dem Vorgeben nach von dem Nabob Mahomed Ally besoldet. Dieser hat selten mehr als vier bis fünf Regimenter, jedes von dreihundert Mann auf seinem Etat, und zu jedem dieser Corps gehören etwa hundert Mann Infanterie, nebst zwei leichten Feldstücken, von Pferden gezogen. Sie

sind auf eben dem Fuß eingerichtet, als unsre leichten Kavallerieregimenter, auch gut disciplinirt und stehen unserer brittischen Reuterei wenig nach, indem sie aus lauter angesehenen Mahomedanern aus den obern Stämmen bestehen, die allemal ihrer Pflicht vollkommen Genüge leisten, wenn sie als Soldaten behandelt werden.

Wenn bei vorkommenden Gelegenheiten eines dieser Regimenter sich zu unserm Lager schlagen muß, so wird es ebenfalls von einem ungeheuern Gefolge begleitet. Denn jeder Reuter hat ausser seiner Familie einen besondern Grasschneider, indem das Gras hier, wie ich schon oben angemerkt habe, mit den Wurzeln herausgegraben, und dann vom Sande rein gewaschen, und in einem Netze getrocknet wird. Es ist auch eine hinlängliche Beschäftigung für einen Menschen, das Futter auf vier und zwanzig Stunden für ein einziges Pferd zu sammeln und zu reinigen. Jede Compagnie ist auch mit einem kupfernen Kessel versehen, in welchem Gram gekocht wird, indem man es für ungesund hält, sie ihnen roh zu geben. Auch wird eine gewisse Quantität dieses Futters auf Ochsen mit fortgeschaft, indem ein einzelner Ochse oder Büffel nur etwa

Unterhalt auf vier Wochen für ein Pferd tragen kann.

Nachdem ich nun dem Leser einen ziemlich umständlichen Begriff von der Beschaffenheit einer orientalischen Armee gegeben habe, werde ich nur noch einiges hinzufügen, was ihren Zustand betrift, wenn sie in Bewegung ist.

Sobald die Ordre ertheilt ist, am folgenden Morgen aufzubrechen, stellen sich die Kuhlies der Offiziere auf dem heimlichen Befehl des vornehmsten Dubaschen den Abend zuvor ein, um einen halben oder auch einen ganzen Monat Sold im voraus zu fordern, indem sie erklären, obgleich sie Gefahr laufen tüchtig dafür ausgehauen zu werden, sie würden und könnten nicht von der Stelle gehen, wenn ihnen nicht vorher ein Theil Reiß und Geld ausgezahlt würde. Zugleich gibt der Dubasch seinem Herrn zu verstehen, die Klugheit erfordere, daß man ihnen Gehör gäbe, aus Furcht die Bagage möchte zurückbleiben, wobei er sich auch anstellt, als ob er den Kuhlies ihre Dreistigkeit verwiese. Am Ende muß denn der Offizier, der nur zwischen dem Verlust seiner Bagage und der Bezahlung des Geldes die Wahl hat, dieser unverschämten Forderung nachgeben. Der Dubasch, der gewöhnliche Zahlmeister, zieht

sodann seine Gebühren, denn jeder Bediente muß ihm einen gewissen Theil seines Lohnes abgeben, und entwirft mit den Kuhlies einen neuen Plan, wie beide Partheien auf Unkosten des Herrn sich neue Vortheile verschaffen können. Nachdem nun alle die Mißvergnügten befriedigt sind, und die schwere Bagage aufgeladen ist, begiebt sich jeder zur Ruhe bis die Reveille alles wieder weckt.

Kaum fängt das Hauptkorps im Lager an, einige Bewegung zu machen, so wird sogleich der Lärmen und das Laufen allgemein. Die Laskars schlagen die Zelte zusammen; der Dubasch bereitet das Frühstück für seinen Herrn. Der Koch kocht das Theewasser; die Kuhlies packen ihre Lasten auf; die Soldaten wärmen ihren Curry und Reiß, und bekommen ihre Portion Branntwein; die Zugochsen werden herausgezogen, und die Offiziere endigen ihr Frühstück. Jetzt haben auch die Eingebornen schaarenweis große Feuer in allen Gegenden des Lagers angezündet, und diejenigen, die sich verabredet hatten, auf dem Marsch zusammen zu bleiben, rufen einander in den unharmonischsten Tönen bei Namen.

Nunmehr zieht dieser Haufen ab, die Bedienten der Offiziere versehen sich mit einer Brannt-

weinsbouteille, einem kleinen Stutzglase, einem irdnen Topf mit kühlem Wasser, und jeder trägt einen Feldstuhl auf dem Kopf, damit der Herr nicht seine Unterkleider beschmutze, wenn er etwa sitzen wollte. Der Dubasch und Koch bleiben bei der Bagage, doch haben sie Befehl, voraus zu gehen, sobald das Lager abgestochen ist, um eine Collation zu bereiten, die hier ein Tiffin genannt wird.

Nunmehr sind auch die Soldaten in ihre Reihen und Glieder eingetreten, alle Trommeln schlagen den Marsch, und das Corps setzt sich in Bewegung; wobei der Troß mit der Bagage Befehl erhält, an der bequemsten Seite nebenher zu marschiren. Aber dieser letztere Befehl wird sehr schlecht befolgt, denn die Menge breitet sich der Länge und Breite nach dermaßen aus, daß die ganze Armee das Ansehen einer Bedeckung eines Transports hat, und kaum zu diesem Entzweck hinreichend scheint.

So lange indessen das Land offen und der Feind nicht in der Nähe ist, geht alles gut. Sollte man aber auf dem Wege ein enges Defilé passiren müssen, denn entsteht eine allgemeine Verwirrung. Alle drängen vorwärts, wie die Schaafe in die Hurden. Der Troß mischt sich unter die

Züge, aller Bemühungen, es zu verhüten, unerachtet, und macht zusammen mit diesen eine einzige feste Masse aus, und nun wird das Vieh gelähmt, die Wagen werden zerbrochen, und die Soldaten und Kuhlies halb zu Tode gepreßt.

Was bleibt nun dem General übrig in einer solchen Verlegenheit, da der Feind vielleicht vorne und hinten erscheint? Glücklicherweise für das Ganze eräugnet sich jetzt gewöhnlich, was einzelne Personen für ein Unglück halten. Die Kuhlies werfen nämlich ihre Lasten von sich, und begeben sich mit Weib und Kind auf die Flucht nach den nahegelegnen Wäldern und Bergen; doch versäumen sie selten die ihnen anvertrauten Koffer vorher rein auszuplündern. Auf diese Art werden die Soldaten merklich erleichtert, und befinden sich wiederum im Stande zu agiren. Das Defile' wird glücklich passirt, aber dieses Glück wird mit dem Verlust eines beträchtlichen Theils der Bagage bezahlt.

Die armen Europäer fangen jetzt an gewaltig zu ermatten, indem sie jämmerlich von den stechenden Sonnenstrahlen versengt werden, die erst auf den Sand schiessen, und mit verdoppelter Hitze ins Gesicht zurückprallen. Obgleich nun jeder Soldat einen kleinen Zweig in

der Hand führt, um sich die Myriaden von Fliegen abzuwehren, die ihn unaufhörlich peinigen, so fruchten doch alle seine Bemühungen sehr wenig; denn das ganze Corps ist, vornehmlich bei schwülem drückenden Wetter, dermaßen von diesen Insekten bedeckt, daß man in einer Entfernung von zweihundert Schritt glauben müßte, sie wären schwarz gekleidet.

Ich hätte billig vorher anmerken sollen, daß die europäischen Soldaten hier nie ihre Tornister auf dem Marsch tragen, indem die jungen einländischen Bursche und andere, die für sie im Lager kochen, ihnen diese Last abnehmen. Diese Troßbuben haben eine ausserordentliche Liebe zu ihrem Herrn, und bleiben ihnen dicht zur Seite, selbst während der größten Gefahr. Wenn sie heranwachsen, werden aus ihnen die besten Seapoys, und alle sprechen das Englische sehr fertig.

Wenn sich bei dem Corps junge europäische Rekruten befinden, so werden diese gleich im Anfange des Marsches von der übermäßigen Hitze des Wetters überwältigt und entkräftet. Gleich in den ersten Stunden trinken diese ihren ganzen Vorrath Arrak aus, und ersetzen nachher den Mangel desselben mit Wasser aus stehenden Teichen, welches zuweilen so

stinkend, sumpfigt und grün ist, daß man es nicht trinken kann, ohne die Hälfte Branntwein zu zugiessen, oder es durch ein Tuch einsaugen muß, wodurch sie in kurzer Zeit ganz unbrauchbar werden. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, die Wirkungen der drückenden Hitze bei diesen Unglücklichen zu bemerken. Einige fallen durch einen Ueberfluß an Galle in einem sinnlosen Zustande hin, und bekommen eine heftige Kolik, und dies ist für sie ein glücklicher Umstand, ohne den sie auf der Stelle des Todes seyn müßten. Andere stürzen unter krampfhaften Verzuckungen zu Boden, die durch alle Glieder dringen, und sich zuletzt in dem Magen vereinigen, da der Patient auf der Stelle stirbt. Aber unter allen Zufällen ist der Sonnenstich der heftigste und schrecklichste. Die ersten Wirkungen desselben spürt der Leidende oben auf dem Wirbel des Kopfes. Er empfindet eine brennende Gluth im Gehirn, der sogleich die heftigsten Convulsionen folgen, die das arme Schlachtopfer in wenigen Minuten tödten. Die Würkungen dieser Krankheit sind so verwüstend, daß der Körper in Fäulniß übergeht, ehe ein Loch, ihn zu verscharren, gegraben werden kann. Bei diesen Gelegenheiten sind die Krankenbetten der Wundärzte bald alle

besetzt

besetzt, indeß die, welche weniger angegriffen sind, auf eine Kanone oder einen Wagen gelegt werden. Es vergeht immer eine lange Zeit, ehe alle wieder Dienste thun können, indem sie oft nachher Ruhren bekommen, die viele der besten Soldaten wegraffen.

Es ist gar nicht zu wundern, daß die Europäer so sehr von den Einflüssen des Klima leiden sollten, da selbst die eingebornen Seapoys oft, wie sie, auf dem Marsche umfallen. Doch tragen auch diese ihre Tornister selbst. Zum Erstaunen aber ist es, wenn man sieht, welche ungeheure Lasten die Kuhlies und andre Bedienten, welche nach Belieben gehen und wieder ausruhen, auf ihren Köpfen tragen können. Selbst Knaben und Mädchen von neun bis zehn Jahren, tragen Bürden, die bei uns für einen Erwachsenen hinlänglich seyn würden.

So wie die Armee fortrückt, geniessen die Offiziere häufig das Vergnügen einer schönen Antelopen und Hasenjagd. Auch giebt es viel Rebhühner, wilde Enten, und einen Vogel vom Trappengeschlecht, den man Floriken nennet. Zuweilen werden auch wilde Schweine aufgescheucht, und machen viel Vergnügen.

Wenn die Armee um den Ort, wo sie kampiren soll, bis auf eine oder ein paar Meilen erreicht hat, gehen der Oberqnartiermeister und die übrigen Quartiermeister, die nahe bei der Avantgarde waren, und stechen die Grenzen des Lagers ab, wo die Zelte, sobald sie ankommen, aufgerichtet werden. Gewöhnlich wird das Zelt des Commandeurs zuerst aufgestellt, und dies ist ein tröstlicher Anblick für den sinkenden Muth der Soldaten, die nunmehr das Ziel ihrer Beschwerden vor sich sehen.

Indem nun viele Offiziere und Gemeine sich freuen, ihre Zelte zu ihrem Empfang in Bereitschaft zu finden, bemerken andere zu ihrer nicht geringen Kränkung, daß die ihrigen und vielleicht der größte Theil ihrer Bagage bei Gelegenheit der Verwirrung bei dem engen Passe dem Feinde in die Hände gerathen sind. Nunmehr entdeckt sich auch das zweite Einverständniß mancher Dubaschen und Kuhlies, die mehrentheils schon wieder die Hälfte des Weges mit ihrer Beute nach Madras zurückgelegt haben. Dieser Verlust wird durch folgenden Umstand noch drückender, daß die Compagnie dergleichen Schaden nie wieder ersetzt.

Diejenigen, welche ihre Zelte verloren haben; werden hier und da untergebracht, und ihr Verlust an Wäsche und Kleidung wird durch die Freigebigkeit ihrer Kameraden ersetzt. Auf diese Art hat jeder am Ende des Feldzuges ein Gepäcke von so mäßigem Umfange, wie er es eigentlich am Anfange haben sollte, und ich kann dennoch dreist behaupten, manche Corps im amerikanischen Kriege hätten sich zu Anfange der Campagne für reichlich ausstaffirt gehalten, wenn sie nur die Ueberbleibsel gehabt hätten, mit der eine Armee in Indien aus dem Felde zurückkehrt.

Die Armee kampirt immer in der Nähe eines Teichs oder Tank, weil fliessendes Wasser ausser in der Monsun-Jahreszeit hier selten zu treffen ist. Sobald nun das Vieh und der nackte Troß sich diesen Teichen nähern, stürzen sie hinein, um sich zu reinigen und zu erquikken, und nachdem alle diese schmutzigen Ablutionen verrichtet sind, müssen wir das nämliche Wasser zum Trinken und Kochen gebrauchen.

Auf diesen Märschen hat die Arriergarde einen sehr beschwerlichen Dienst zu verrich-

ten, welcher darin besteht, daß sie alle die Bagage und den Troß in das Lager treiben müssen, ein Geschäft, welches zuweilen fünf bis sechs Stunden erfordert, und gewöhnlich der Kavallerie und den Seapoys unter dem Commando eines Stabsoffiziers aufgetragen wird. Auf diese Weise müssen diese armen Leute noch Stunden lang schmachten, nachdem die andern schon längst Ruhe und Bequemlichkeit in ihren Zelten geniessen, es sey denn, daß der Feind etwa einmal besonders verwegen im Angriff der Nachtrabs gewesen ist.

Sobald die Zelte aufgeschlagen sind, sorgt jeder für ein sogenanntes Tiffin oder eine Collation. Die Köche machen sogleich Anstalt zu einem Ragout, oder andern Speisen, Curry und Reiß u. d. gl. Diese Collation führt eigentlich nur die Benennung eines Anbisses, aber am Ende verwandelt sie sich doch in eine recht derbe Mahlzeit, bei der tapfer getrunken wird. Einige ziehen indessen den simpeln Curry und Reiß und eine Schaale Thee allen andern Erfrischungen vor. Die Generale und Stabsoffiziere pflegen gewöhnlich bei diesen Gelegenheiten eine Menge Gäste zu bewirthen, und diejenigen, welche sich alsdann am gastfreisten bezeigen, werden für die besten Offiziere gehal-

ten. Auch wird der Mund manches Schreiers mit einer guten Bouteille Pontak an der Tafel der Commissarien und Lieferanten gestopft.

Nach geendigter Collation begiebt sich jedermann zur Ruhe, nachdem diejenigen, denen die Hitze die Haut aufgezogen hat, sich zuvor mit Oel oder Branntwein gewaschen haben, um das sehr schmerzhafte Platzen der Haut zu verhüten. Da dies aber noch bei Tage geschieht, muß man, um Ruhe vor den Fliegen zu haben, zwei oder drei der Einländer mit großen Kuhschwänzen und Fächern um das Bette stellen, um die Fliegen abzuwehren, die bei Tage eben so beschwerlich sind, als die Musquiten bei Nacht. Diese Fliegenwedler warten ihren Herren auch während den Mahlzeiten auf, weil man sonst weder mit Ruhe essen noch trinken könnte, denn ehe man ein Glas mit Grog (Wasser mit Branntwein vermischt) an den Mund bringen kann, ist es schon ganz mit Fliegen angefüllt. Aber unter allen leiden die Cavalleristen am meisten von dieser Plage, denn sie mögen noch so hungrig oder ermüdet seyn, so können sie doch weder essen noch schlafen, ehe die Sonne untergeht, wegen der unzähligen Fliegenschwärme, welche die Pferde überall verfolgen.

Aeusserst drückend und beschwerlich aber ist die Lage des Stabsoffiziers, der eben nach einem Marsch de jour ist, wie auch die Offiziere und Soldaten, welche Befehl erhalten, die Vorposten vor und hinter dem Lager zu besetzen. Einige dieser Posten sind zuweilen ein paar Meilen weit von dem Hauptquartier entfernt, wo sie die ganze Nacht bleiben und vielleicht nach der brennenden Sonnenhitze bei Tage, schwere, kalte Regengüsse bei Nacht aushalten müssen. Der Stabsoffizier muß bei diesen Gelegenheiten erst herumreiten und die Posten wählen, und dann die Wachen dort hinstellen. Ausserdem aber muß er noch des Nachts ein paarmal die Posten visitiren, und sehen, ob die Schildwachen munter sind.

III.

Beschluß
der im fünften Theile angefangenen Nachricht
von den
Unternehmungen
der Gesellschaft
zur
Beförderung der Entdeckungen im innern Afrika.

Weiter weg von Mourzuk, in einer Entfernung von ohngefähr 120 Meilen nordostwärts liegt die große Stadt Temmissa. Hier versieht sich gewöhnlicher weise die Karavane von Pilgrimmen aus Bornou und Nigritien, die von Mourzouk abgeht und über Cairo nach Mekka reiset, mit dem Vorrath von Korn und Datteln und getrockneten Speisen, den sie auf ihrer traurigen Reise braucht.

In einer Entfernung von ohngefähr sechzig Meilen, südostwärts von der Hauptstadt, ist die kleine Stadt Kattron, an der weiter nichts merkwürdig zu seyn scheint, als die Menge von gemeinen Hühnern, die daselbst gezogen wird, und der Ueberfluß an indianischem Korn auf den anliegenden Feldern.

Ganz anders zeichnet sich die Stadt, oder vielmehr die Provinz Mendrah aus; denn obschon ein großer Theil des Landes eine fortwährende Ebne von harter und dürrer Erde ist, so hat doch die Menge von Trona, eine

Art von mineralischem Laugensalz, das auf der Oberfläche seiner zahlreichen dampfenden Seen schwimmt oder sich an ihren Ufern ansetzt, demselben eine größere Wichtigkeit gegeben, als die fruchtbarsten Gegenden haben.

Von diesem wichtigen Erzeugniß werden jährlich von den Kaufleuten aus Fezzan große Vorräthe nach Tripoli gebracht, von wo aus es zur See nach der Türkei, nach Tunis und nach den Reichen des Kaisers von Marocco geht. Den Maroccanern dient es mit, um dem Leder, für welches sie berühmt sind, und den wollenen Kappen unten an den Turbanen der Araber und der Mohren, die rothe Farbe zu geben.

Mendrah liegt ziemlich südwärts von der Hauptstadt, in einer Entfernung von ohngefähr sechzig Meilen.

Zu diesem Verzeichniß der vornehmsten Städte von Fezzan ist keine mehr hinzuzusetzen, als Tegerhi, eine kleine Stadt, die südwestwärts ohngefähr achtzig Meilen von der Hauptstadt liegt, und deren Felder nicht viel mehr hervorbringen, als Datteln und indianisches Korn. Das Gebiet von Fezzan, westwärts von der Hauptstadt, scheint sich nicht weit mehr zu erstrecken; denn auf dieser Seite setzt die traurige Unfruchtbarkeit der Wüste den Bemühungen der Habsucht und dem Bestreben des

Ehrgeizes eine weit sichrere Gränze, als die stärkste menschliche Gewalt thun könnte.

Von den kleinern Städten von Fezzan und von den zerstreuten Dörfern dieses Landes, deren Anzahl, die Städte mit eingeschlossen, ziemlich bis auf hundert gehen soll, hat der Sherif keine besondere Beschreibung gegeben.

Die Städte selbst scheinen hauptsächlich von Ackersleuten und Hirten bewohnt zu werden; denn ob sich gleich auch die Kaufleute, die Handwerker, die Priester und die Beamten der executiven Regierung in denselben aufhalten, so ist doch der Ackerbau und die Viehweide das vornehmste Geschäft der Eingebornen von Fezzan.

In jeder Stadt wird regelmäßig ein Markt von Fleisch, Korn, Obst und Gartenfrüchten gehalten. Schöpsen- und Ziegenfleisch wird viertelweise verkauft und nicht gewogen; der gewöhnliche Preis von einem Viertel Schöps oder Ziege ist von zwei und dreissig bis vierzig Gran Goldstaub, oder vier bis fünf Shilling in englischem Geld. Das Kameelfleisch, welches viel höher geschätzt wird, kömmt gewöhnlich theurer zu stehen, und ist in kleinere Theile getheilt.

Die Häuser sind, wie in den kleinen Dörfern in der Nachbarschaft von Tripoli, von Leim erbaut, und mit einem flachen Dache von

Baumästen, auf die eine Menge Erde geworfen ist, bedeckt. So wenig künstlich und so mangelhaft als diese Art von Dächern scheint, so ist sie doch gerade dem Klima angemessen; denn da man in Fezzan keinen Regen kennt, so sind die ersten Erfordernisse eines Dachs, vor dem Thau zu bewahren, und vor der Sonne zu schützen.

Die Sonnenhitze, welche im April anfängt und bis zum November fortdauert, ist so unmäßig, daß von neun Uhr des Morgens bis Sonnenuntergang ausser dem arbeitenden Theile des Volkes kein Mensch auf den Straßen zu sehen ist; und selbst in den Häusern würde es schwer seyn Athem zu holen, wenn das Hülfsmittel, die Zimmer feucht zu erhalten, nicht heilsame Würkungen thäte. Diese sengende Hitze fühlt man am grausamsten vom Monat Mai bis zum letzten Ende des Augusts; während dieser Zeit kömmt der Wind gewöhnlich aus Osten, Südosten, Süd, oder Südwest; und ob er gleich aus den beiden letzten Punkten mit Heftigkeit bläst, so ist die Hitze doch oft so groß, daß sie mit augenblicklicher Erstickung droht. Wenn sich aber der Wind, wie das zuweilen auf einige Tage geschieht, nach Westen, oder Nordwest dreht, so folgt sogleich eine Kühlung, bei welcher man wieder auflebt.

Der Anzug der Einwohner von Fezzan ist ohngefähr wie der von den Mohren in der Barbarei. Die unmittelbare Bedeckung besteht aus einem Paar breiten Hosen von Leinwand oder Wollentuch, welche bis zum untern Bein heruntergehen, und einem Hemd mit weiten Ermeln, das aber auf der Brust nicht zugeknöpft ist, und dessen Saum überhängt und den obern Theil der Hosen bedeckt. Darüber trägt man eine Art von Weste, die gemacht ist wie das Hemd, ausser daß sie keine Ermel hat und nicht weiter geht als der Gürtel; über die Weste kömmt noch eine Jacke, mit knappen Ermeln, welche bis an das Gelenk der Hand reichen, aber ungeknöpft und offen bleiben, vom Handgelenk bis zum Ellbogen. So weit kann man sagen, daß ihr Anzug dem eines englischen Seemanns ähnlich ist, bis auf die Farbe, und ausgenommen, daß das Hemd auf der Brust nicht offen ist, daß die Weste nicht mit Knöpfen zugemacht, sondern wie das Hemd überzogen wird, und daß der Rand des Hemds über der Aussenseite der Hosen herunterhängt.

Ueber der Jacke trägt man ein weites Kleid, welches bis unter das Knie fällt, und dessen Ermel weiter als die von der Jacke, aber eben so gemacht sind und auch an den Gelenken der Hand offen gelassen werden.

Ein Gürtel von rother Seide bindet das Kleid in der Mitte des Leibes, und einen langen

Rock, den man Baracan oder Alhaique nennt, der wie das hochländische bunte Kleid gemacht ist, und eben so getragen wird, wirft man über das Ganze. Die Beine sind bis an die Waden hinan, wo die Hosen aufhören, mit einer Art kurzer Strümpfe von Leder bedeckt, die geschnürt werden wie Halbstiefeln. An den Füßen tragen sie Pantoffeln, und auf dem Kopf eine rothwollene Mütze, welche mit den Falten eines Turbans von Seide oder Musselin umgeben ist.

So hinlänglich dieser Anzug auch scheinen mag, so hält man es doch oft für nöthig, sich mit einem langen Mantel, der eine breite Kappe hat, zu versehen. Man nennt ihn Burnuß, und trägt ihn bei gutem Wetter gewöhnlich über der Schulter.

Dies ist die vollständige Kleidung der Einwohner von Fezzan. Aber in den Sommermonaten hat das gemeine Volk keine andere Bedekkung als die weiten Hosen, welche der Anstand erfordert, und die Mütze, die ihren Kopf vor der unmittelbaren Würkung der Sonne beschützt; sonst gehen sie ganz nackend.

Die Natur und die Gewohnheit hat ihren Körper zu einem solchen Grad von Hitze gewöhnt, daß jede Annäherung an die gewöhnliche europäische Temperatur ihnen ganz unbehaglich ist. Herr Lucas bemerkte oft auf seiner Reise nach Mesurata, wenn die sengende Hitze der Mittags-

sonne ihn zwang den Schatten zu suchen, daß seine Reisegefährten, zumal wenn der Wind von Norden kam, sich auf den Sand in der Sonne niederlegten, um ihre Wärme doppelt zu empfangen; und wenn sie nach ihrer Gewohnheit sich um sein Befinden erkundigten, so schlossen sie fast immer mit der Formel: Heack m'andick berd, wir hoffen, daß Ihr nicht friert.

Die häufigsten Krankheiten in Fezzan sind die von der inflamatorischen und von der faulen Art.

Die Pocken sind unter den dortigen Einwohnern gemein; im Sommer werden sie von heftigen Kopfschmerzen befallen, und sie leiden oft an rheumatischen Zufällen.

Ihre alten Weiber sind ihre vorzüglichsten Aerzte. Für Kopfschmerzen verordnen sie Schröpfen und Aderlassen; für Gliederschmerzen lassen sie ihre Patienten in den warmen Seen baden, welche das Tronasalz hervorbringen; für hartnäckige Schmerzen oder Verrenkungen, und für eine lange fortdauernde Steifheit in den Muskeln nehmen sie ihre Zuflucht, wie die Pferdeärzte in Europa und wie die Aerzte in der Barbarei, zur Auflegung eines glühenden Eisens.

Der Gebrauch der stärksten Oele und der kräftigsten Kräuter ist ebenfalls bei ihnen gemein.

Ihre meisten Krankheiten rühren wahrscheinlich von der Beschaffenheit ihres Klimas her, und

eben dieser Ursache verdanken sie gewiß die außerordentliche Menge von schädlichen und ekelhaften Thieren, mit welchen ihr Land heimgesucht ist. Nattern, Schlangen, Scorpione und Kröten sind ihre beständigen Gäste auf ihren Feldern, in ihren Gärten und ihren Häusern. Die Luft ist gedrängt voll von Mücken; Personen von jedem Rang leiden von allen den verschiednen Arten von Ungezieser, die in Europa bei den Bettlern gefunden werden; und obgleich die Flöhe im Sommer ganz verschwinden, so giebt das den Einwohnern kaum eine Erleichterung.

In ihrer körperlichen Beschaffenheit haben sie vielmehr von den Negern, als von den Arabern. Die Fezzaner, welche, vierzehn an der Zahl, mit Herrn Lucas von Tripoli nach Mesurata reisten, hatten kurzes, krauses, schwarzes Haar, dicke Lippen, flache, breite Nasen, und eine dunkle *) Haut, welche entweder durch ihre gewöhnliche Unreinlichkeit und durch das Ungeziefer, mit dem sie bedeckt sind, oder durch die natürliche Schärfe ihrer Transpiration die ekelhaftesten und faulsten Gerüche ausdünstet. Sie sind lang, aber nicht stark; wohl gewachsen, aber träg, unthätig und schwach; und obgleich der Sherif

Fouwad

*) Das Volk ist von einer dunkeln schwarzbraunen Farbe,

Ben Alli.

Fouwad als ein Mann von majestätischem Ansehen beschrieben wird, so werden doch seine Landsleute im Allgemeinen zu Tripoli als Leute von ausgezeichneter Häßlichkeit betrachtet.

In ihrem gewöhnlichen Umgange mit einander scheinen sie allen Unterschied von Rang zu vergessen; der Sherif und der niedrigste vom Pöbel, der Reiche und der Arme, der Herr und der Diener unterhalten sich vertraulich und essen und trinken mit einander. Großmüthig und in einem hohen Grade gastfrei wünscht der Fezzaner jederzeit, daß andere seine Mahlzeit theilen, sie mag reichlich oder karg seyn; und wenn er zwanzig unerwartete Gäste in seiner Wohnung bekömmt, so müssen sie alle theilnehmen, so weit es gehen will.

Wenn sie ihre Geldverhandlungen machen, so kauern sie sich auf die Erde, ebnen einen Fleck mit den Händen und machen Punkte darauf, indem sie rechnen, die sie wieder ausstreichen, wenn sie finden, daß sie sich verrechnet haben, und die Arbeit von neuem anfangen. Die Umstehenden, welche bei dem Geschäfte nichts zu thun haben, sind die ganze Zeit eben so eifrig, ihr Wort dazu zu geben und Irrthümer zu verbessern, als wenn es ihre eigne Sache wäre. Selbst in der gemeinen Unterhaltung, wenn sie ausserhalb der Thüren sitzen, ebnen sie den Sand, um in ihrer Re-

de fortzugehen, und bezeichnen jeden Absatz mit ihren Fingern.

Eine ausgebreitete Ebene, die von Bergen umgeben ist, und deren unregelmäßiger Kreis auf der Westseite unterbrochen wird, wo sie mit der Wüste zusammenzuhängen scheint, macht das Königreich Fezzan aus. Von dem Einfluß der benachbarten Anhöhen mag es vielleicht herrühren, daß in Fezzan, wie im obern Egypten, dessen Lage überhaupt sehr viel Aehnlichkeit mit dieser hat, kein Regen jemals fällt.

Der Boden besteht überhaupt aus einem leichten Sand, und in einzelnen Distrikten sieht man Sandhügel von verschiednen Gestalten; ob aber gleich diese Beschaffenheit des Erdreichs und die Trockenheit des Himmels eine ewige Unfruchtbarkeit anzuzeigen scheint, so sind die Quellen so häufig, und die umliegenden Anhöhen gewähren einen so reichlichen Vorrath von unterirdischem Wasser, daß wenige Gegenden in Norden von Afrika mit einem üppigern Wachsthum prangen. Aus Brunnen, die acht bis zehn Fuß tief sind, und mit denen mehreren jeder Garten und jedes Feld versehen ist, wässert bei Sonnenaufgang der Landmann die natürlichen oder künstlichen Erzeugnisse seines Bodens. Von diesen sind die vorzüglichsten:

Der Talk, ein Baum, der die Größe von dem kleinern Oelbaum hat. Er blüht in gelben

Sprößchen, und giebt das harte, citronenfarbige Holz, aus welchem die Handhaben und das ganze Holzwerk an den Werkzeugen zum Ackerbau bei den Fezzanern gemacht sind.

Der Weißdorn. Eine Art Reisholz, das dem spanischen Geniste gleicht.

Der Dattelbaum, welcher gemein ist.

Oliven und Limonien, welche selten seyn sollen; Aprikosen, Granaten und Feigen.

Indianisches oder türkisches Korn (Mays) und Gerste, die zwei Lieblingsgegenstände für den Anbau des Fezzaners.

Waizen, der nur in geringer Menge gebaut wird.

Kürbisse oder Kalebassen, Möhren, Gurken, Zwiebeln und Knoblauch.

An zahmen Thieren, die in Fezzan gezogen werden, zählt der Sherif:

Schaafe, welche nach der Beschreibung von hellbrauner Farbe sind, einen breiten Schwanz und eher eine Art von Haaren, als Wolle haben.

Kühe, die nicht gemein zu seyn scheinen, außer in wenigen Distrikten, wo die Weide vortreflich ist.

Ziegen und Kameele.

Eine Art von zahmen europäischen Geflügel.

Die wilden Thiere des Landes sind:

Der Strauß.

Antelopen von verschiednen Arten, deren eine Huaddy genannt wird und für die besondere Geschicklichkeit berühmt ist, mit welcher sie, wenn sie auf ihren felsigen Höhen gejagt wird, sich in den Abgrund herunterstürzt, auf ihren Schenkeln zu liegen kommt, und, ohne Gefahr verfolgt zu werden, bis zum Abend unten im Thale weilt.

Eine Art kleinerer Hirsche, als die Dannhirsche in den englischen Parks. Kopf, Hals und Rücken sind von einem bräunlichen Roth, und ein blasser Streif von der nämlichen Farbe läuft auf einem weissen Grunde von der Hüfte bis zum Huf herunter; der übrige Körper ist von einem hellen und zarten Weiß. So weit, wenn man den Fezzanern glauben will, geht die Reinlichkeit dieses Thiers, oder wie es wahrscheinlicher ist, so viel Abneigung hat es gegen die Kälte eines wäßrigen Bodens, daß während der herbstlichen Regen, die in den Wüsten von Zahara fallen, wo es sich am meisten aufhält, man nie eine Spur gefunden hat, daß es sich niedergelegt hätte. In der Stille der Nacht wagt es sich oft in die Kornfelder der Fezzaner, wo es in Fallen, die dazu gelegt sind, zuweilen gefangen wird.

Die Nahrung der niedrigen Classen des Volks besteht aus dem Mehl von indianischem Korn, mit Oel zubereitet; aus Datteln, Apriko-

sen und Granatäpfeln, und aus Kalebassen, Gurken und Gartenwurzeln.

Leute von höherem Rang essen auch Waizenbrod, das in ihren eignen Häusern gebacken wird, Schöpsen- und Ziegenfleisch, das Fleisch vom Kameel und der Antelope, und eine große Mannichfaltigkeit von Obst und Gartenfrüchten.

Fezzan bringt eine hinlängliche Menge von Salz für die Consumtion der Einwohner hervor.

Das Wasser hat im Allgemeinen einen mineralischen Geschmack, doch sind einige von den Quellen rein. Das beliebteste Getränke aber zieht man aus dem Dattelbaum, wie es in andern Ländern aus der Palme gezogen wird. Anfangs hat es den wilden Geschmack und die kühlende Eigenschaft von der Orgeade, aber es bekömmt durch die Gährung einen säuerlichen Geschmack und eine berauschende Stärke, für welche es noch mehr geschätzt wird.

Der Palme ist der Verlust eines so ansehnlichen Theils von ihrem Saft gewöhnlich tödlich, aber der festere Dattelbaum genaß von seiner Wunde, und bekömmt innerhalb zwei oder drei Jahre seine vorige Gesundheit wieder.

In ihrer Religion sind die Fezzaner strenge Mohometaner, nicht intolerant gegen die Meinungen andrer, aber genau und abergläubisch auf die ihrigen haltend.

Die Regierung von Fezzan ist rein monarchisch, aber ihre Macht, welche durch den Einfluß angenommener Meinungen beschränkt scheinet, wird mit solcher väterlichen Rücksicht auf das Wohl des Volks gehandhabt, die Rechte des Eigenthums werden so geachtet, die Taxen sind so mäßig und das Steuer der Gerechtigkeit wird mit so fester und doch so milder Hand geführt, daß die Einwohner von Fezzan — so weit wenigstens von den Reisegesellschaftern des Herrn Lucas geschlossen werden kann — ihrem Fürsten mit warmer Anhänglichkeit zugethan sind *).

Der jetzige König, Mohammed Ben Mohammed, stammt von einem der Sherifs von Tafilet im Königreich Marokko, welcher mit der königlichen Familie dieses Reichs verwandt war,

*) Zu diesen Gefühlen von unveränderlicher Neigung und tiefer Ehrfurcht für ihren König trägt ohne Zweifel seine anerkannte Abstammung vom Propheten vieles bei; denn so weit geht die Würkung dieses Anspruchs auf religiöses Ansehen, wenn er mit der zeitlichen Gewalt verknüpft ist, daß in Marokko, wenn in der Stunde seines Zorns das Schwerd des Kaisers gezogen ist, die unterwürfigen Schlachtopfer, welche der Zufall oder pflichtmäßige Aufwartung bei Hofe seiner Wuth darbietet, ihren Nacken mit schweigender und demüthiger Einwilligung entgegen halten, in der vollkommenen Ueberzeugung, daß der tödliche Streich von einer so heiligen Hand gegeben, ihnen die unmittelbare Zulassung im Paradies verschafft.

und vor ohngefähr vierhundert Jahren in den Besitz der Krone von Fezzan gesetzt wurde.

Von diesem Zeitpunkt bis zur Mitte des jetzigen Jahrhunderts, behauptete das Königreich seine Unabhängigkeit, aber gegen die letztere Zeit überzog es der Bascha von Tripoli mit einer ansehnlichen Kriegsmacht, belagerte die Hauptstadt, überwand den König, und brachte ihn als seinen Gefangnen nach Tripoli. Der unglückliche Fürst blieb zwei Jahre in Fesseln, alsdann aber gab ihm der Bascha, gegen einen jährlichen Tribut von funfzig Sklaven und zehn Pfund Goldstaub, seine Krone wieder.

Bis zum Antritt des jetzigen Königs von Fezzan wurde dieser Tribut getreulich erlegt, aber dieser Fürst, welcher die sinkende Macht von Tripoli zu kennen scheint und sich der innern Stärke bewußt ist, die das Vertrauen und die Liebe seines Volks seinem Reiche giebt, hat nach und nach sowohl den Werth dieses Zolls vermindert, als seine Beschaffenheit verändert; denn jetzt besteht er in einem gelegentlichen Geschenk von wenigen Sklaven und von einem oder zwei Pfund Goldstaub, und ist eher eine Höflichkeitsbezeigung von einem handelnden Staat gegen das Königreich, wo es seine meisten Waaren absetzt, als ein Zeichen von politischer Abhängigkeit. Demohngeachtet gebraucht der jetzige Bascha von Tripoli, welcher ein Enkel des Eroberers ist, noch oft den

Ausdruck: mein Königreich Fezzan, und die Abhängigkeit dieses Staats ist auch noch nicht förmlich zurückgenommen worden *).

In Fezzan, wie in allen andern Ländern, wo der mahometanische Glauben eingeführt ist, werden die Abkömmlinge des Propheten als eine besondre und mit hohen Vorrechten begabte Classe angesehen. Ihr Eigenthum ist heilig, ihre Personen sind unverletzlich; die Farbe ihrer Turbane und der geehrte Titel Sherif verkünden dem Volke ihre hohe Würde, und die erbliche Beschaffenheit ihrer Vorrechte giebt ihnen einen sehr ausgebreiteten Einfluß und eine zuweilen gefährliche Macht †).

Unter diese Vorrechte kann man rechnen: die Befreiung von gewissen Strafen, und jene Art von allgemeiner Nachsicht, die mit der überwiegenden Scheu, das Blut des Propheten zu vergiessen, nothwendig verbunden seyn muß.

Diese besondern Auszeichnungen haben die Würkung, daß sie, wie der Adel in andern Staa-

*) Als ich vor ohngefähr zwanzig Jahren mich in Fezzan aufhielt, war die Staatsverwaltung einem Alcaid übertragen, der seinen jährlichen Gehalt von dem Bascha von Tripoli empfieng.

Ben Alli.

†) In Marokko, wie in Fezzan, hatte der Stifter der regierenden Familie das Diadem der Ehrfurcht zu verdanken, welche der Name eines Sherifs einflößt.

ten, zuweilen einer Art von entehrenden Strafen unterworfen sind, und vor diesen sich auch vorzüglich fürchten, am meisten vor der schon erwähnten, Staub auf ihre Häupter streuen zu lassen.

So groß aber auch die Vorrechte dieser erhabnen Classe würklich sind, so halten doch ihre einzelnen Mitglieder keine Verbindung und kein allgemeines Einverständniß mit einander; und weder in Streitigkeiten um Gewalt, noch im Widerstand gegen Unterdrückung handeln sie als ein ganzer Körper.

Einige aus dieser Classe haben sich der Trägheit eines religiösen Lebens geweiht; mehrere aber sind in den thätigen Geschäften und den lebhaften Bestrebungen des Handels verwickelt, und im Ganzen sind die Nachkommen Mahomets, nach dem Beispiele ihres großen Vorfahren, entweder Fürsten, oder Kaufleute.

Die Einkünfte von Fezzan theilen sich in verschiedne Zweige, von welchen die hauptsächlichsten sind:

Erstlich eine Abgabe auf Städte und Dörfer, von 100 bis 800 Mitkals jedes. Die Anzahl der Städte und Dörfer wird bis hundert geschätzt, und der Werth von einem Mitkal auf ohngefähr zehn Shilling englischen Gelds, folglich ist die Abgabe auf jede Stadt und jedes Dorf von 50 bis 250 Pfund Sterling, (300 bis 1500 Reichsthaler).

Zweitens eine Taxe auf jede Kameelsladung von Gütern, (ausser den Vorräthen für den Markt) welche in der Hauptstadt eingehen. Der Fuß dieser Auflage ist zu einem Mitkal, oder zehn englischen Shillings, von jeder Ladung.

Drittens die Geldstrafen, welche für Vergehungen auferlegt werden.

Viertens der Ertrag von den Landgütern, welche nach dem unbeerbten Tode ihrer Besitzer der Krone anheimfallen.

Fünftens eine kleine Abgabe auf alle Gärten und Dattelbäume.

Zu diesen besondern Zweigen kann man noch, als eine andere Quelle von beträchtlichen Einkünften, den Handel hinzufügen, welchen der König selbst treibt, denn er scheint, was vorzüglich die Artikel des Trona und des Senna anbelangt, der wichtigste Kaufmann in seinem Reiche zu seyn.

Goldstaub macht bei dem Volk von Fezzan das gewöhnliche Mittel zu Zahlungen; und der Werth desselben wird immer nach dem Gewicht ausgedrükt.

Ihre gewöhnlichen Maaße vom Gewicht und folglich vom Werth sind:

Das Xarobe (oder Harrobe) das vier Gran wiegt, und an Werth gleich kömmt drei und dreissig Piastern von Tripoli, oder sechs Pfennig Sterling (4 Gr.).

Das Mitkal, welches ein und achtzig Gran wiegt, und an Werth gleich ist 668¼ Piastern von Tripoli, oder zehn Shilling und anderthalb Pfennig Sterling.

Ein einzelner Gran also an Werth gleich anderthalb Pfennig Sterling (ohngefähr einen Groschen).

Zu der Erwählung des ersten von diesen Maaßen, das Xarobe, scheint die Entdeckung sie bewogen zu haben: erstlich, daß vier Gran das gewöhnliche Gewicht einer dauerhaften harten Beere *) sind, die sie *habbat ell goreth* nennen, und zweitens, daß die Hälfte dieses Gewichts zwei Gran das Gewicht einer andern sehr schönen Beere ausmacht, die aus Nigritien gebracht wird, und von ihrer Scharlachfarbe und dem schwarzen Fleck, der sie an einem Ende ziert, den Namen *eyne-dyka* oder Hahnenauge erhalten hat. Diese Beeren werden daher als die gewöhnlichen Gewichte für Goldstaub in Fezzan gebraucht; denn das Xarobe und das Mitkal haben nur eine idealische Existenz.

Aber für die größere Bequemlichkeit des Wechsels sind die Kaufleute von Fezzan, insgemein mit kleinen Duten voll Goldstaub versehen,

*) Aus dem Aussehen dieser Beeren kann man vermuthen, daß sie zu der Classe der Hülsenfrüchte gehören und beide würklich Arten von Erbsen sind.

von verschiednen Werthen, von zwei Xaroben, oder einem Shilling bis zu einer solchen Summe, als ihr Geschäft ohngefähr erforderlich machen kann.

Ist der Werth des anzukaufenden Artikels niedriger als zwei Xaroben, so wird die Zahlung gewöhnlich in Korn oder Mehl gemacht. So werden die kleinern Artikel von Vorräthen, als Eyer, Zwiebeln, mit einem proportionirlichen Werth in Korn gezahlt.

Tabelle

Ein Gran Gold (an Gewicht) ist gleich	$8\frac{1}{4}$ Piastern von Tripoli. $1\frac{1}{2}$ Pfennig Sterling.
Vier Gran dito sind gleich	1 Xarobe von Fezzan. 33 Piastern von Fezzan. 6 Pfennig Sterling.
Acht Gran dito sind gleich	2 Xaroben von Fezzan. 66 Piastern von Tripoli. 1 Shilling Sterling.
Zwanzig Xaroben oder achtzig Gran sind gleich	1 Mitkal *) (eine eingebildete Münze in Fezzan). 66 Piastern von Tripoli. 10 Shilling Sterling.

*) In der Nachbarschaft von Tombuktou ist ein Gold Mitgan an Werth ohngefähr eine halbe Guinee.

Ben Alli.

In dieser Uebersicht des Geldes, welches in Fezzan gebräuchlich ist, hat man die kleinen Brüche weggelassen, die zur genauen Richtigkeit noch erforderlich wären.

Ein Mitkal ist 675 Piastern von Tripoli, oder um einen Bruch mehr als zehn Shilling 1½ Pfennig Sterling, und folglich macht es um einen Bruch mehr als zwanzig Xaroben.

Die Grane von Fezzan sind von dem nämlichen *) Gewicht als in England, aber die Okea oder Unze von Fezzan ist sehr unterschieden, denn sie enthält 640 Gran, da die englische Unze nur 480, also ein Viertheil weniger, enthält.

Eine fezzanische Unze Gold also, oder 640 Gran, zu anderthalb Pfennig Sterling, muß in Fezzan vier Pfund Sterling werth seyn.

Und eine englische Unze Gold, oder 480 Gran zu anderthalb Pfennig, muß in Fezzan werth seyn drei Pfund Sterling.

*) Herr Lucas fand vermittelst seines Apothekergewichts, daß die Erbse habbat ell goreth, die in Fezzan als ein Gewicht von vier Gran gebraucht wird, vier Gran englischen Gewichts vollkommen gleich war.

In England ist ein Gran Goldes werth zwei Pfennig Sterling, und eine Unze vier Pfund Sterling.

Rees Ausgabe von Chambers Dictionair, Artikel Gold.

Unter den Eigenschaften, für welche die Eingebornen von Fezzan, die mit Herrn Lucas reisten, ihren König vorzüglich priesen, erwähnten sie oft seine strenge und entschloßne Verwaltung der Gerechtigkeit; und zum Beweise von der Gewalt, die er in dieser Rücksicht über die Gemüther seiner Unterthanen erlangt hat, beschrieben sie die folgende Gewohnheit. Wenn jemand einem andern Unrecht gethan hat, und sich weigert mit ihm vor dem Richter zu gehen, so zieht der Kläger einen Kreis um ihn, und gebietet ihm feierlich, im Namen des Königs, nicht von der Stelle zu weichen, bis die Gerichtsdiener, die er aufsuchen will, ankommen werden. In diesem Fall ist, wenn man *ihnen* Glauben beimessen kann, die Furcht des Beklagten vor der Strafe, die den Ungehorsamen zugefügt wird, so groß, und sein Abscheu vor der ewigen Verbannung, die sein unvermeidliches Loos wird, sobald er seine Sicherheit in der Flucht aus dem Königreich sucht, so überwiegend, daß diese eingebildete Gefangenschaft die Würkung einer würklichen Haft hat, und daß der Schuldige die Ankunft der Gerichtsdiener mit Unterwürfigkeit erwartet.

Kleine Vergehen werden mit der Bassonade bestraft, aber auf erheblichern steht, nach den Graden der Schuld, Geldstrafe, Gefängniß oder Tod. Die Sherifs werden, wie schon

oben erwähnt worden, gleich dem Adel in andern Staaten, zuweilen mit Entehrung gestraft, und unter dieser Art von Strafen ist die furchtbarste, weil sie die schimpflichste ist, wenn ihnen die Schmach angethan wird, Staub auf ihre Häupter zu streuen.

Ihre Sicherheit verdanken die Fezzaner ihrer abgesonderten und entlegenen Lage und der natürlichen Verschanzung, mit welcher ihre öden Gebirge und ihre traurigen Sandwüsten sie umgeben.

Im Vertrauen auf diese Schutzwehre sind ihre Städte auch unbewacht, und die Hauptstadt ausgenommen, ohne Mauern. Auch haben sie keine regelmäßige stehende Kriegsmacht; doch meinte der Sherif, daß im Nothfall funfzehn bis zwanzig tausend Mann aufgestellt werden könnten. Die einzige kriegerische Expedition, die seines Gedankens vorgefallen war, wurde auf die folgende Veranlassung unternommen.

Südostwärts von der Hauptstadt, in der Entfernung von ungefähr 150 Meilen, ist eine weite sandige Wüste, die gänzlich unbebaut und durch eine erstickende Hitze unbewohnbar ist. An diese Wüste, die sich ohngefähr 200 Meilen weit erstreckt, stoßen unmittelbar die Gebirge von Tibesti, welche von einem wilden rohen Volke dieses Namens bewohnt werden.

Grausam in ihren Sitten, Freibeuter in ihren Grundsätzen, und sicher, wie sie sich einbildeten, durch den natürlichen Schutz ihrer Lage, wurden diese unabhängigen Bergbewohner der Schrecken aller Karawanen, welche von Fezzan nach Bornu handelten, und gezwungen waren, durch das westliche Ende der Wüste zu reisen. Endlich aber, da sie eine eigne Karawane des Königs geplündert und gegen zwanzig seiner Leute getödtet hatten, reizte ihre Aufführung seinen Zorn, und er beschloß den Schimpf zu rächen. Er stellte sogleich eine kleine Armee von drei bis viertausend Mann auf die Füße, und übergab die Anführung derselben einer geschickten und thätigen Magistratsperson; durch diese Benennung gab er zu verstehen, daß er sie nicht ausschickte, um einen achtungswürdigen Feind zu bezwingen, sondern um einen Haufen von Räubern und Mördern zu bestrafen. Nachdem sie den mühsamen Durchgang über die Wüste vollbracht und den Fuß der Gebirge erreicht hatten, fanden sie auf ihrem Marsch weiter kein Hinderniß, bis endlich die Eingebornen, welche im Hinterhalt lauerten, auf sie einfielen, und mit ihren Bogen, Pfeilen und Speeren einen wüthenden Angriff machten. Aber in dem Augenblick, da die Vordersten von den Fezzanern Feuer gegeben hatten, warfen die Bergbewoh-

bewohner ihre Waffen weg, mehr aus Schrekken über den donnernden Schall, den sie gehört hatten, und über den Bliz, den sie zu sehen glaubten, als über die Anzahl der Todten, die auf ihrer Seite gefallen waren. Sie flohen sogleich mit größter Eile davon, und überliessen ihre Häuser mit den hülflosen Bewohnern derselben der Gnade des Siegers. Am nächsten Morgen kam eine Deputation von den Eingebornen, aus den Vornehmsten derselben bestehend, in dem Lager an, mit demüthigen Bitten, daß ihrer Weiber und Kinder geschont werden möchte, und dem Anerbieten, unter dieser Bedingung jedes Gesez einzugehen, das ihnen der Alcaide vorschreiben würde. Der Alcaide forderte und erhielt zwanzig ihrer angesehensten Männer als Geissel ihres künftigen Betragens; mit diesen und mit aller Beute, die das Land gewährte, kehrte er im Triumph nach Fezzan zurück. Hier wurden sie vom König mit Güte behandelt, gegen das Versprechen, daß ihr Volk ihn als ihren Souverain erkennen und jährlich einen Tribut an zwanzig Kameelladungen von Senna entrichten würde, erhielten sie Geschenke von Werth, und die Erlaubniß nach Tibesti zurückzukehren, wohin sie den tiefsten Eindruck von der Großmuth, mit

welcher sie behandelt worden waren, mitbrachten.

Seit dieser Zeit haben sie sich nicht wieder beigehen lassen, die Karawanen von Fezzan zu beunruhigen; und ob sie gleich weder den König von Fezzan für ihren Souverain erkennen, noch ihm einen Tribut entrichten, so bringen sie doch ihr ganzes Senna nach Mourzouk zum Verkauf, wo es der König mit großem Vortheil an sich kauft, und dann auf seine Rechnung auf dem Markt zu Tripoli wieder verkaufen läßt.

Ihr Oberhaupt besucht gelegentlich den Hof von Fezzan, wo er immer mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen, und nach einem Aufenthalt von einigen Wochen mit einem Geschenke von einem langen Kleide wieder entlassen wird.

Die Thäler von Tibesti sind fruchtbar an Korn und Viehweide, auch haben sie zahlreiche Heerden, und sind besonders berühmt für ihre Kameelenzucht, welche für die beste in Afrika gehalten wird. Diese Fruchtbarkeit verdanken sie dem Wasser unzähliger Quellen, die einen reichlichen Ersatz für den Mangel an Regen geben, denn dieser fällt selten oder nie innerhalb der Gränzen von Tibesti.

Ihre Wohnungen sind Hütten von der einfachsten Bauart, denn sie bestehen aus Pfäh-

len, die im Kreise in den Boden gesteckt, und mit Aesten von Bäumen und Gesträuchen unter einander bedeckt werden.

Für das Senna und die Kameele, welche sie in Fezzan verkaufen, bringen sie Korallen, Alhaiken oder Barakans, harte Reichsthaler und Kupfer zurück; und aus den beiden letzten Waaren machen sie die Ringe und Armspangen, die von ihren Weibern getragen werden.

Unter den Bewohnern von Tibesti herrschen verschiedene Religionen; denn einige von ihnen bekennen sich zur Mahometanischen, und andre bleiben ihrem alten Götzendienste getreu.

Fünftes Kapitel.

Art in Afrika zu reisen.

Die Art in Afrika zu reisen, ist mit dem Handel und folglich mit den Sitten der vornehmsten Nationen dieses Welttheils so genau verbunden, daß ohne einige Kenntniß von der ersten, eine Beschreibung von beiden letzteren nicht recht verstanden werden könnte.

Der Sherif Imhammed.

In dem Theil von Afrika, welcher gegen Norden vom Niger liegt, fängt die Jahreszeit zum Reisen mit dem Monat Oktober an, und endigt mit dem März. Während dieses Zeitpunkts ist die Temperatur der Luft, so stark auch der Grad der Breite, die Erhöhung des Landes, die Entfernung von der See, und die Richtung des Windes auf dieselbe würken, doch vergleichungsweise kühl; und an manchen Stellen, wie z. B. in der Nachbarschaft des Bergs Atlas, und an den Küsten des mittelländischen Meeres, kann man zuweilen die Erscheinungen eines europäischen Winters wahrnehmen. Zu Tripoli steht das Thermometer zuweilen auf dem vierzigsten Grad der Farenheitschen Leiter; und am 31. December 1788 bemerkte man, daß es um neun Uhr des Morgens vier Grade unter dem Gefrierpunkt gefallen war; eine Kälte, auf welche ein leichter Schauer von Schnee erfolgte.

Imhammed und Ben Alli.

In allen Ländern sind die Thiere, welche die Natur und die Sorgfalt der Menschen für die Bequemlichkeit der Reisenden ausgezeichnet haben, der Beschaffenheit des Bodens und seiner Glätte oder Ungleichheit angemessen. Der Boden von Afrika, nördlich vom Niger, ist gröstentheils Sand; und obgleich in der Nachbarschaft von Flüssen und in allen Gegenden, die von den her-

umliegenden Gebürgen den Vortheil zahlreicher Quellen ziehen, der Sand mit einer vegetabilischen feuchten Erde vermischt ist, so bleibt doch der Grund im Ganzen besonders weich und trokken. Es ist auch im Allgemeinen das Land verhältnißmäßig als eben zu betrachten, ob es gleich an einigen Stellen durch nackte Felsen unterbrochen wird, und an andern sich zu Gebirgen von beträchtlicher Höhe erhebt.

Eine solche Gegend ist dem Kameel besonders angemessen; denn sein breiter, zarter Fuß, der auf einer glatten Oberfläche ausgleitet, und durch einen steinigten Pfad verwundet wird, betritt bequem und sicher den trocknen nachgebenden Sand; und obschon sein Huf nicht im Stande ist, mit einiger Festigkeit eine steile Anhöhe zu ersteigen, und auf einem schlüpfrigen Abhange strauchelt, so ist sein Gang hingegen auf ebnen Flächen ausserordentlich fest und sicher.

Imhammed.

Die vorsichtige Oekonomie der Natur, welche jedes Land mit den Lastthieren begabt, die ihm die angemessensten sind, beweist sich besonders in Afrika. In dem Theil des Landes, welches südwestlich von dem Nieger liegt, welches sehr bergigt und entweder steinigt, oder naß und sumpfigt ist, findet man keine Kameele, sondern sie werden durch kleine Pferde, Esel und Maulesel ersetzt.

Lucas.

Die Ladung, welche einem Kameel aufgelegt wird, muß seiner Stärke angemessen seyn, und diese ist sehr verschieden. In der Herrschaft von Tripoli wiegt die gewöhnliche Ladung drei bis vierhundert Pfund; der mittlere Preis für die Führung jedes Centners scheint ein (Farthing) Viertel eines englischen Pfennigs für die Meile zu seyn.

Lucas.

Bei der gewöhnlichen Art zu reisen legt man drei Meilen in einer Stunde zurück, und die Anzahl der Stunden, die man nicht mit Erfrischung und Ausruhen, sondern würklich unterwegs zubringt, belaufen sich des Tags selten auf mehr als sieben, oder achte. Auf der weiten Reise wird mancher Tag zum Handel angewandt, wozu man zufällige Gelegenheit findet, oder um dem Lastvieh Erholung zu gönnen und neuen Vorrath und Speise zu sammeln; denn in allen den Plätzen, wo wir Mundvorrath finden konnten, verweilte die Karawane selten weniger, als zwei Tage, und oft länger, mit sich an diesen volkreichen Orten Gelegenheit zum Handel darbot.

Ben Alli.

Das gewöhnliche Futter des Kameels besteht nur in dem, was es zur Nachtzeit auf der Weide findet, und schränkt sich oft auf die harten dornigten Kräuter der Wüste ein. Die Winter-

regen rufen hier eine traurige Pflanzenschöpfung hervor, welche nachher durch den häufigen Thau genährt wird, der die ganze übrige Jahrszeit durch fällt.

Imhammed.

Die Kameeltreiber und Knechte der Karawane empfangen ihre tägliche Nahrung, die in der Milch der Kameele, und einigen Datteln, nebst etwas Mehl von Gerste oder indischem Korn besteht, das sie zuweilen mit etwas Oel begiessen; dieses vermehrt der Kaufmann zu seinem Gebrauch noch mit getrocknetem Kameelfleisch oder einem Schaaf, und beschließt sein Mahl mit Kaffee.

Imhammed und Ben Alli.

Das Wasser wird in ledernen Eimern aus den Brunnen geschöpft, und macht einen Theil des Reisevorraths jeder Karawane aus, man führt es in Ziegenfellen mit sich, wodurch es in der Mittagshitze dennoch oft ausdünstet, obschon sie von innen und aussen mit Theer getränkt sind.

Ben Alli.

Man hat eine besonders bequeme Art, Weiber, Kinder, oder kranke und schwache Personen fortzubringen; acht oder zehn Kameele werden in eine Reihe zusammengespannt, und eine Anzahl Zeltstangen auf ihre Rücken gelegt, diese werden mit Teppichen bedeckt, auf welche man noch Kornsäcke legt, sowohl um die Oberfläche zu ebnen, als um die Erschütterung zu vermindern, welche

der Schritt des Thiers verursacht; andre Teppiche werden noch darüber gebreitet, und der Reisende sitzt oder liegt so bequem auf diesem Sitz wie auf einem Sopha.

Von der Wüste, (ein gleichbedeutender Ausdruck mit dem arabischen Worte Sahara) kann man mit gleichem Recht, wie vom Ocean sagen, daß sie die Nationen verbindet, welche sie zu trennen scheint; denn im Vergleich der amerikanischen Wälder und Moräste, bietet sie dem Kaufmann einen leichten sichern Weg.

Ben Alli.

Der allgemeine Anblick der Wüste gleicht einer unebnen Heide, die an einigen Stellen nackt und kahl, aber meistens mit einem duftenden Kraut bedeckt ist, welches die Araber Scheh nennen, und obschon es weit wohlriechender, als der gewöhnliche wilde Thymian von Europa ist, ihm dennoch gleicht. Doch verändert sich diese Aussicht zuweilen, und wird dann wichtiger und interessanter; denn ausser der Abwechslung, welche verschiedne Kräuter darbieten, die oft nur sparsam mit Scheh vermischt sind, unter denen die dornigte Pflanze, welche den Kameelen zu ihrem harten Futter dienen, die gewöhnlichste zu seyn scheint, besteht die Abwechselung hauptsächlich in der größern Fruchtbarkeit einiger Plätze, verglichen mit der gänzlichen Dürre von andern.

In einigen Theilen dieser Wildniß sieht man tausende von Schaafen, Ziegen und Kühen weiden; da hingegen das Auge in andern nichts wie öde Hügel von Flugsand erblickt.

Imhammed.

Diese letzten Gegenden hat man besonders den bedeutenden Namen der wasserleeren Wüste gegeben, ein Name, der dem Ohr eines Arabers den fürchterlichen Begriff einer drückenden, erstickenden Hitze zuführt, wo er rund um sich her keine Spur von Pflanzenleben erblickend in der Gefahr eines schrecklichen Todes schwebt. Denn obschon die Bewegung des Flugsandes nicht so schnell ist, die Sicherheit der Karawane in Gefahr zu setzen, so hat man doch die traurigen Beispiele, daß sie in Gefahr kam, vor Durst zu verschmachten, weil die dörrende Hitze der Sonnenstrahlen, durch die Sandhügel eingeschlossen und zurückgeworfen, stündlich den Wasservorrath vermindert, und manche dieser Einöden von so weitem Umfange sind, daß zehn Tagereisen sie zu durchziehen erfordert werden.

Imhammed

Alle Mittel, den Weg durch Wegzeichen, die gewöhnlichen Führer in andern Theilen der Wüste zu bezeichnen, werden hier sogleich zerstört durch die immer veränderte Gestalt und wechselnde Lage der Sandhügel; aber die ängst-

liche Aufmerksamkeit und die beständige Uebung lehrt die Kameeltreiber doch ihren Weg nach dem Stande der Sonne und Gestirne bestimmen.

Durch diese Auswege überwindet man insgemein die Beschwerlichkeiten einer Reise durch die Wüste; diejenigen, welche der breite Strom des reissenden Nigerflusses darbietet, sind nicht so leicht überwunden, obschon sie weit geringer sind.

Imhammed.

Der Ursprung und das Ende dieses Flusses, den die Araber Nil il Kibir, oder der große Nil, auch Nil el Abid, oder den Nil der Neger nennen, sind beide unbekannt; allein sein Lauf ist von Ost nach Westen. Die Schnelligkeit, mit der er das Reich Kaschna durchströmt, ist so groß, daß kein Fahrzeug hinaufwärts fahren kann, und die Geschicklichkeit der Einwohner in der Schiffahrt so gering in diesen Gegenden, oder es fehlet ihnen so gänzlich an Handelsverbindungen, daß man auch mit dem Strom weder Kähne noch größere Fahrzeuge schiffen sieht. An einer Stelle findet der Reisende jedoch eine Anstalt für seine und seiner Güter Ueberkunft; aber selbst hier ist das Boot, welches die Waaren trägt, nichts bessers als ein schlecht verfertigtes Floß, obschon die Nachsicht des Sultans von Kaschna die Fährleute von allen Abgaben befreit hat. Die Planken dieses Fahrzeugs sind mit Stricken auf den Balken befestigt, und die Fugen von innen

und aussen mit einem Pflaster von zähem Thon verschmiert, von welchem sie immer einen großen Vorrath mit sich führen, um die Ritzen zu verkleben, sobald sie das Wasser eindringen sehn. Die Ueberfahrt liegt mehr als hundert Meilen gegen Süden von der Stadt Kaschna, welches die Hauptstadt des Reichs von diesem Namen ist, und die Tiefe des Flusses beträgt an dieser Stelle drei und zwanzig bis vier und zwanzig Fuß englisches Maaß. Die Breite ist so ansehnlich, daß selbst bei der Insel Gongu, wo die Fährmänner wohnen, der Schall der lautesten Stimme von dem nördlichen Ufer her kaum gehört wird; und in Tombuktu, wo der Strom Gneva, oder der Schwarze genannt wird, vergleicht man seine Breite mit der der Themse bei Westminster. In der regnigten Jahrszeit tritt er aus seinen Ufern, und bedeckt nicht allein die angränzende Landschaft, sondern führt die Heerden und Wohnungen der sorglosen oder unbedachtsamen Einwohner mit sich fort.

Imhammed und Ben Alli.

Der Reisende wundert sich mit Recht, daß die Völkerschaften in der Nähe dieses Flusses nicht durch Schiffahrt Vortheile suchen; aber seine Verwundrung wird steigen, wenn er sieht, daß der Strom ihnen umsonst Lebensmittel darbietet; denn der Mangel an Geschicklichkeit, oder die Abneigung gegen diese Nahrung ist bei diesen Leu-

ten so groß, daß die Fische, von denen dieser Fluß wimmelt, ungestört seine Gewässer bewohnen.

Imhammed.

Jenseits des Stroms verändert sich die Ansicht des Landes und die Art zu reisen. Hohe Berge, enge Thäler, ausgebreitete Wälder, tiefe Wege, folgen auf die weiten Ebnen von Zahara und der benachbarten Königreiche. Das Wasser wird den vertrockneten Lippen des Reisenden nicht länger versagt, oder sparsam zugetheilt; aber mit dem Ueberfluß an Erfrischungen und der großen Abwechslung an Fleisch- und Pflanzennahrung, die sich ihm in Menge anbietet, die Beschwerlichkeit seiner Reise mindert und seine größte Gefahr entfernt, nimmt auch die wüthende Hitze des brennenden Erdgürtels zu, je weiter er fortrückt. Um das Athemholen zu erleichtern, ist es besonders in den Wäldern zu Zeiten nothwendig, mit Wasser getränkte Tücher an den Mund zu halten, um die Heftigkeit der brennenden Luft zu mildern, und die Reise, welche man wegen der durchdringenden Sonnenhitze aufschiebt, wird oft in der Kühle und Dunkelheit der Nacht fortgesetzt.

Imhammed.

Aus Mangel an Kameelen, welche südwärts und selbst westwärts von Kaschna, die höhern Breiten ausgenommen, selten gesehen werden, gebraucht der Kaufmann die Maulthiere, kleinen

Pferde und Esel des Landes zum Transport seiner Waaren. Die ersten tragen meistens 200 Pfund; die zweiten 150 Pfund, und die letzten 100 Pf.

Man hält eine Reise durch diesen ganzen Theil von Afrika für so sicher, daß der Sherif Imhammed mit der größten Bereitwilligkeit und Vertrauen auf Sicherheit Herrn Lucas anbot, ihn durch Fezzan und Kaschna über den Niger nach Assente zu begleiten, welches der Küste der Christen angrenzt.

Sechstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Reiche Bornu und Kaschna. — Weg von Mourzouk oder Mursuk nach Bornu. — Klima von Bornu. — Farbe, Kleidung und Nahrung der Einwohner. — Bauart. — Sprache. — Regierungsform. — Kriegsmacht. — Sitten — und Handel.

Gegen Süden von Fezzan liegt das große Land, welches sich von dem Fluß der Antelopen westwärts 1200 Meilen weit ausbreitet; der Niger strömt eine lange Strecke in seinem Bezirk, wel-

cher zwei große Reiche, nämlich Bornu und Kaschna umfaßt.

Boden und Klima sind sich in beiden, so wie politische Verfassung und Volkscharakter, meistens ähnlich. Die daselbst herrschenden Winde sind dieselben; der Regen, welcher periodisch, obschon in Bornu häufiger fällt, trifft in derselbigen Jahreszeit ein; dieselben Getraidearten werden in beiden gebaut; im Ganzen genommen bringen sie auch dieselben Früchte hervor; und abgerechnet, daß westwärts von Kaschna, der Hauptstadt des Reichs, keine Kameele fortkommen, zieht man in beiden auch dieselben Thiergattungen. In beiden Reichen ist die Farbe der Einwohner schwarz; ihre Bauart gleicht sich, und ihre Sitten sind sich im Allgemeinen ähnlich, obschon die Bewohner von Bornu in einiger Rücksicht hier den Vorzug haben.

Ein jedes dieser Reiche hat sich durch die Unterwerfung verschiedner Völkerstämme unter ein regierendes Volk gebildet. Die Art der Regierungsform und die Gesetze, welche die Thronfolge bestimmen, sind in beiden gleich. So sind auch in beiden Reichen die regierenden Völker der mahomedanischen Religion zugethan, die unterworfnen Nationen aber entweder zu diesem Glauben bekehrt, oder Anhänger ihres alten Gottesdiensts, und obschon ihre Sprachen jetzt ver-

schieden sind, so hatten doch wahrscheinlich die Sieger in beiden Reichen denselben Ursprung.

Bis unlängst hielt man Kaschna für das mächtigste dieser beiden Reiche; aber jetzt wird seine Macht im Vergleich mit Bornu sehr gering geachtet, obschon es noch tausende von Städten und Dörfern in seinen Grenzen einschließt.

Weg von Murzuk (Mourzouk) nach Bornu.

Von Murzuk in Fezzan nach Bornu, der Hauptstadt des Landes, von dem sie ihren Namen erhält, reisen die Einwohner von Fezzan, deren Handelsgeist keine Entfernung niederschlagen kann, auf einem Wege von mehr als tausend Meilen. Temmissa, die erste Stadt, wo sie eintreffen, und die letzte, welche ihnen in Fezzan vorkommt, erreichen sie den siebenten Tag, und nach andern drei Tagen betreten sie die Grenzen von Bornu. Verschiedne von Schwarzen bewohnte Dörfer bezeichnen die nördliche Grenze des Reichs; diese arme Menschen gehen, die Mitte des Leibes ausgenommen, ganz nackend; ihre mageren Glieder und hungrigen Blicke verkündigen den Umfang ihres Elends, ihr abgöttischer Gottesdienst erregt weder den Unwillen, noch unterdrückt er das Mitleid der wohlthätigen Fezzaner.

Den folgenden Tag verlassen sie diese traurigen Hütten, und fangen an, eine unbewohnte, sandige Wüste hinanzusteigen, wo wenige Sträuche aus einer kärglichen Pflanzenschöpfung verschiedne Brunnen bezeichnen, welche man auf dieser unfruchtbaren Höhe findet, um die Ermattung eines drei Tage langen Wegs zu erleichtern. Am Schluß des vierten Tags erreichen die Reisenden eine Ebne, die von Mahomedanern bewohnt ist, wo sie ausser dem überflüssigen Genuß von fürtreflichem Wasser ihr Auge noch mit dem Anblick von Dattelbäumen und indischen Kornfeldern erfreun.

Von dieser Ebne, welche gegen Westen der Wüste Tibesti liegt, und deren Ende sie den zweiten Tag erreichen, beginnt ein Theil der Berge von Tibesti. Diese großen Gebirge, deren Kette sehr ausgebreitet ist, werden von verschiednen Völkerschaften bewohnt; aber diejenigen, über welche der Weg von Fezzan nach Bornu führt, enthalten ein Gemisch von Mahomedanern und Götzendienern, welche sich mit der Zucht von Kameelen, Eseln und anderm Vieh beschäftigen, wozu besonders eine Gattung kleiner Pferde gehört. Ausser den beiden Tagen, welche die Gebirgsreise erfordert, gestattet man noch meistens eine eben so lange Zeit der Erholung und Ruhe, worauf sich dem Auge bald eine schöne fruchtbare Landschaft

schaft zeigt, die eben so abwechselnd an Gegenständen, als reichlich bevölkert ist. Ihre Bewohner sind Hirten, und einige wenige Heiden, die mit ihnen vermischt sind, abgerechnet, haben sie den mahomedanischen Glauben. Sie wohnen in Zelten von Häuten, und ihr Reichthum besteht in der Zahl ihrer Kühe und Schaafe.

In vier Tagen wird der Weg durch diese glückliche Gegend zurückgelegt; der sechste bringt die Karawane zum Eingang der großen, brennenden Wüste von Bilma. Von dieser furchtbaren Einöde umgeben, sieht der Reisende mit trauerndem Blick die Körper der todten Vögel, die von der Wuth des Windes aus einem wohlthätigern Himmelsstrich hierher verschlagen wurden; und wenn er der furchtbaren Länge seines übrigbleibenden Wegs nachdenkt, horcht er mit Schrekken auf das Brausen des Sturms, den einzigen Laut, der die feierliche Stille der Einöde unterbricht.

Den eilften Tag, nachdem die Karawane diesen ausgedörrten Sand betreten hat, gelangt sie in die fruchtbare Ebnen, welche die Stadt Dombu umgeben; deren Annäherung durch den öftern Anblick majestätischer Strausse und muntrer, doch scheuer Antelopen belebt wird.

Von da erreicht sie in fünf Tagen die Stadt Kanem, die Hauptstadt einer weitläuftigen, fruchtbaren Provinz, die ihr den Namen giebt, wo die Einwohner, die aus Muselmännern und Heiden bestehn, große Heerden besitzen, und unzählige Pferde für den Dienst des Königs erziehn.

Zehn Tage mehr, die sie auf dieser Reise zubringen, beschliessen ihre Mühe und führen sie in die kaiserliche Stadt Bornu *).

*) Der Weg, welchen Ben Alli von Fezzan nach Bornu nahm, ist nicht deutlich beschrieben. Er erzählt, daß er am 26 Tage nach seiner Abreise von Fezzan, an einen Ort gelangte, welcher auf Arabisch Weddan oder die Flüsse heißt. Der erste Theil des Landes, durch welches er hinzog, stellt er als eine Sandwüste vor, worin der Scheh, eine dem wilden Thymian ähnliche Pflanze, nebst einigem Gesträuch und krüppelhaften Bäumen, dünn zerstreut ist, und Brunnen sehr selten sind Wandernde Araber, von den mächtigen, jedoch gastfreien Stämmen Buaisch und Duhossin, sind wahrscheinlich die einzigen Einwohner dieser Wüste. Weddan selbst besteht nur aus 130 Häusern, die von Erde und Sand gebaut werden: Datteln und Salz sind daselbst die einzigen Handelsprodukte; dennoch nennt man die umliegende Gegend ergiebig; die Reisfelder sollen zahlreich seyn, und Heerden von Kameelen, Pferden, Schaafen und Ziegen gehören zu ihren Reichthümern.

Ben Alli beschreibt die Duhossin-Araber als Kaufleute, die nach Bornu reisen und Waaren zum Verkauf mitnehmen, unter andern, Waizen,

Bornu ist der Name, den die Eingebornen ihrem Lande geben; die Araber nennen es Bernu, oder Bernoa; ein Wort, welches das Land des Noah bedeutet; denn die Araber glau-

Gerste, Datteln, Salz, Tabak und Alhaiken, und er fügt hinzu, daß er von ihrem Oberhaupt die Erlaubniß, seinen Stamm zu begleiten, und folglich das Versprechen eines sichern Geleits nach Bornu, erkaufte.

Von Weddan erreichten sie Bornu durch forcirte Märsche in zwanzig Tagen. Das durchreiste Land ist meistens Sandwüste, an einigen Stellen von Waldung unterbrochen, und hie und dort von Bächen durchflossen, die einen starken mineralischen Geschmack haben. Sobald er aber die Gränze des Königreichs der Bornuer überschritten hatte, welche noch sieben Tagereisen von der Hauptstadt entfernt ist, kam er durch etliche armselige Dörfer von Schwarzen, die von den Almosen der Reisenden zehren; denn obgleich nirgends eine ordentliche Heerstraße abgestochen ist, so nimmt doch die Karawane stets denselben Weg, und besucht diese Dörfer sowohl auf dem Hin- als Herwege.

Ben Alli scheint von Murzuk einen anderen Weg nach Bornu genommen zu haben, als den, welchen die Kaufleute von Fezzan gewöhnlich einschlagen; es läßt sich auch nicht denken, daß die unabhängigen, mächtigen Araber, die er begleitete, bei dem Fürsten von Fezzan erst um Erlaubniß anhalten würden, um in so großen Zügen, durch sein kleines, wehrloses Land zu ziehen. Es kommen zwar in den beiden Nachrichten, des

ben, daß beim Zurücktreten der Sündfluth die Arche auf den Bergen dieses Landes stehen blieb.

Das Klima unterscheidet sich, wie man es von einem Landstrich zwischen dem 16. und 26° Breite erwarten kann, durch heftige, obschon nicht gleiche Hitze. Man kann sagen, daß zwei Jahrszeiten das Jahr theilen; die erste fängt bald nach der Mitte des Aprils an, die andre um eben die Zeit des Oktobers. Die erste meldet sich durch heftige Winde von Südost und Süden, die bei glühender Hitze Fluthen von schwülem Regen mit so starken Donnern und Blitzen herbeiführen, daß sie einen Theil der Heerden und verschiedne Menschen tödten. Während der regnigten Jahrszeit, (deren Dauer von vier bis neun auf einander folgenden Tagen ist und nur kurze Unterbrechungen von zufälligen Veränderungen des Windes nach Norden oder Westen leidet) halten sich die Einwohner sorgfältig in ihren Wohnungen; allein der der Ueberrest der ersten Jahrszeit, so schwül

Sherifs sowohl als des Ben Alli, einige elende Negerdörfer vor, woraus man anfänglich schliessen möchte, daß die beiden Wege sich durchkreuzen; allein die Länge der Zeit, die jeder auf der Reise zubrachte, scheint doch zu beweisen, daß die von Ben Alli beschriebnen Dörfer, wenn gleich von eben solchen Menschen bewohnt, dennoch von denen, welche der mitleidige Sherif bemerkte, verschieden seyn müssen.

und gelegentlich naß sie auch ist, verträgt sich hinlänglich mit den Beschäftigungen des Landmanns und des Hirten.

Bei dem Anfang der zweiten Jahrszeit, die gegen das Ende des Oktobers eintritt, hört die brennende Hitze auf, die Luft wird sanft und milde, das Wetter bleibt vollkommen heiter, und wenn sich das Jahr neigt, wird eine unwillkommne Kühle der Vorbote der aufgehenden Sonne.

Obschon die Einwohner aus einer solchen Anzahl von Völkern bestehn, daß man versichert, es werden dreissig verschiedne Mundarten unter ihnen gesprochen, so gleicht sich doch ihre Gesichtsfarbe; sie sind alle vollkommen schwarz, ohne doch zu den Negern zu gehören.

In einem so warmen Himmelsstrich ist Sittsamkeit und Putz die Hauptabsicht der Kleidung; die Armen, die nur auf die erste Rücksicht nehmen, bedecken daher oft nur die Mitte des Leibes mit einem Gürtel; aber im Allgemeinen besteht die Kleidung aus einem Turban, wie er in der Barbarei üblich ist, von einer rothwollnen Kappe mit einem gefalteten Nesseltuch umwunden, nebst einem locker hängenden Gewand von gefärbtem baumwollnen Zeuge von gröberem Gewebe *).

*) Die Kleidung der meisten Einwohner sind blaue baumwollne Hemden, von einheimischer Manufak-

Das Getraide, welches in Bornu mit der meisten Sorgfalt gebaut wird, ist indisches Korn von zwei Arten, welches in diesem Lande durch die Namen Gassob und Gamphuli unterschieden wird.

Von dem Gassob, welches dem gewöhnlichen Schilf gleicht, giebt es zwei Gattungen; die erste wächst auf einem langen Stengel, der eine Aehre trägt, deren Länge von 8 zu 12 Zoll in kleinen Hülsen oder Vertiefungen drei bis fünfhundert Körner enthält, von der Größe einer kleinen Erbse. Die zweite Gattung, die in Tripoli gemein ist, unterscheidet sich von dieser nur durch die kürzern Aehren.

Der Gamphuli geht von dem Gassob durch den Umfang des Stengels ab, der des Gamphuli ist weit dicker; auch durch die Anzahl der Aehren, denn es wachsen ihrer mehrere auf demselben Rohr, auch sind die Körner ansehnlich größer. Diese Art sieht man oft in Spanien, wo sie Mais genannt wird.

tur; rothe Mützen, von Tripoli, und weiß musseline Turbans, welche die durch Kahira (Kairo) von Mekka zurückkehrenden Pilger aus dem erstgenannten Orte bringen. Die Vornehmen tragen zum Unterscheidungszeichen goldne Ringe in der Nase.

Ben Alli.

Waizen und Gerste werden in Bornu nicht gebaut, wohl aber die europäische Saubohne und Schminkbohne, weil sie sowohl zur Nahrung der Sklaven, als des Viehes dienen *).

Bei dem Anbau dieser verschiednen Getraidearten bedient sich dieses Volk nur der Hacke, weil ihnen der Pflug noch unbekannt ist. Die Weiber theilen mit den Männern die Arbeiten der Landwirthschaft, und indem die Männer mit ihren Hacken den Boden aufhauen und in neben einander herlaufenden geraden Reihen Furchen ziehen, werfen die Weiber, die ihnen folgen, den Saamen hinein. Dieses ist aber nicht der einzige Antheil, den sie an der Feldarbeit nehmen; denn ihnen wird die Hacke gänzlich übergeben, sobald das Unkraut über die Oberfläche der Reihen hervorwächst, in welche der Saamen gelegt ist.

Die Zeit der Aussaat fängt am Ende der Regentage im April an, und der Trieb des Wachsthums ist in diesem Klima so groß, daß

*) Die Gegend in der Nähe der Stadt Bornu ist sehr ergiebig an Reis und indischem Korn, Waizen und Gerste baut man nur in geringer Menge. Eine Art Bohnen, der europäischen Saubohne ähnlich, nur größer und dunkler, ist ein viel gewöhnlicheres Produkt. Gummibäume sind nur zerstreut anzutreffen. Baumwolle, Hanf und Indigo gehören auch zu den Erzeugnissen des Landes.
Ben Alli.

der Gassob den 9. Julius geärntet wird. Der Gamphuli, der eine längere Zeit zu seiner Reise erfordert, wird selten vor dem Monat August oder September geschnitten.

Dieses sind die Getraidearten, welche den Einwohnern von Bornu die Stelle des Waizens, der Gerste und des Hafers der Europäer ersezzen. Zwei Arten von Wurzeln dienen ihnen auch zu einer gesunden nahrhaften Speise; die erste heißt Dondu (Dondoo) und bringt eine niedrige Pflanze hervor, deren Zweige sich fünf bis sechs Schuh weit auf dem Boden ausbreiten; ihre Blätter gleichen den Gartenbohnen. Nach fünf Monaten von der Zeit an, da sie gepflanzt ward, fallen die Blätter ab, und die Wurzel wird aus der Erde genommen, in Stükken geschnitten und in der Sonne getrocknet, worauf sie zwei Jahrlang aufbewahrt werden kann. Ihre fernere Zubereitung besteht darin, daß sie zu einem Pulver gerieben und mit Palmöl in einen Teig geknetet wird.

Die andre Art ist eine Baumwurzel, deren Namen dem Sherif entfallen ist; um sie zur Speise zu bereiten, wird sie nur abgekocht.

Die Verschiedenheit der Früchte in Bornu ist so hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner, wie die Anzahl der Getraidearten, und wenn gleich in diesem Reiche weder Oliven noch Orangen gesehn werden, und selbst Feigen et-

was seltnes sind, auch die Pflaumen und Aepfel keine besondre Empfehlung verdienen, so wenig wie die Datteln, die in so geringer Menge und von schlechter Sorte vorhanden sind, so bringt es doch Trauben, Aprikosen, Granatäpfel, nebst Citronen und Limonien (Limes) und zwei Arten von Melonen in großer Menge hervor *). Allein das schätzbarste dieser Lebensmittel aus dem Pflanzenreich ist ein Baum Kedeynah genannt, an Gestalt und Größe gleicht er dem Olivenbaum; seine Blätter gleichen den Citronenblättern; er trägt eine Art Nüsse, deren Kern und Schaale sehr werth gehalten werden, der erste als Frucht, die letzte des Oels wegen, welches man von ihr erhält, wenn sie zerdrückt wird, und den Einwohnern von Bornu für ihre Lampen- und zu anderm Gebrauch die Stelle des Olivenöls ersetzt.

Zu diesem ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln, die sowohl für das Bedürfniß, als den Genuß des Menschen dienen, muß die noch größere Verschiedenheit und Menge von Nahrungsmitteln aus dem Thierreich hinzu gerechnet werden. Unzählige Heerden von Schaafen, Ziegen und Kühen, (denn Ochsen haben sie nicht,) nebst einer Menge Pferde, Büffel und Kameele,

*) Das Land hat Ueberfluß an allerlei Obstbäumen, doch befindet sich der Dattelbaum nicht darunter.
Ben Alli.

deren Fleisch sehr beliebt ist, bedecken die Thäler und Bergweiden von Bornu *).

Das gemeine Federvieh, aber nicht das guineische Perlhuhn, wird von den Einwohnern ebenfalls gezogen, und ihre Bienenzucht ist so ansehnlich, daß man das Wachs oft als eine Sache, die keinen Werth hat, wegwirft.

Ihr Wildpret besteht in Huaddi und andern Gattungen Antelopen; dem Rebhuhn, der wilden Ente und dem Strauß, dessen Fleisch sie jedem andern vorziehn.

Ihre andern wilden Thiere sind der Leopard, die Zibethkatze, eine kleine Wolfsart, der Fuchs, der wilde Hund, welcher die Antelope verfolgt; der Elephant, der nicht gewöhnlich ist und den sie nicht benutzen; der Krokodil und das Flußpferd, das sie oft am Ufer des Flusses tödten, der seinen Lauf von dem Nil Schem (egyptischen Nil) gegen die Wüste Bilma nimmt, und einem sonderbaren großen Thier, welchem sie den Namen Zarapah geben, und welches ihrer Beschreibung nach in Kopf und Körper dem Kameel gleicht, wobei es wie der Strauß einen langen dünnen Hals hat, mit den Schultern weit höher als mit den Hüften steht, und mit einem so zähen Felle bekleidet ist, daß es die

*) Pferde und Hornvieh, Ziegen, Schaafe und Kameele sind die gewöhnlichen Thiere des Landes.
Ben Alli.

Einwohner zu Schilden bereiten, die weder Wurfspieß noch Pfeil durchdringen kann *).

Bornu ist gleich andern Ländern in der Nähe der Mittagslinie mit ekelhaften gefährlichen Gewürmern belästigt, besonders Schlangen, Skorpionen, Tausendfüßen und Kröten.

Ihre Lastthiere sind so mannichfaltig als zahlreich, denn sie besitzen das Kameel, den Esel, das Maulthier und das Pferd. Der Hund, dessen sich dieses Volk zur Jagd bedient, scheint ihr einiges Hausthier zu seyn.

Auf den Bergen von Tibesti und vielleicht in andern Gegenden des Reichs ziehen die Hirten, wahrscheinlich wegen des leichtern Wechsels der Weide, den Aufenthalt in Zelten bleibenderen Wohnplätzen vor; und diese Zelte, wie es scheint, sind nicht wie die in Zahara von Kameelshaaren verfertigt, sondern aus Kuhhäuten gemacht, welche ein dauerhafteres, sichreres Obdach geben.

*) Giraffa ist der Name, den man in alten Zoologien dem Kamelopardalis beilegt. Die Beschreibung im Text scheint aus einer im Gedächtniß entstandenen Verwechselung mit dem Flußpferd entstanden zu seyn, der ein zähes Fell hat. Anmerk. der Urschrift. Nicht blos in alten Zoologien, sondern auch in den neuesten, heißt dieses Thier Giraffa, weil es doch allemal zweckmäßiger ist, einen eigenthümlichen einheimischen Namen zu wählen, als jene Zusammensetzung, die zum Irrthume verleitet. F.

In dem Reiche Bornu herrscht überall dieselbe Bauart, und ausser dem größeren oder mindern Umfang ist die Form der Häuser überall dieselbe. Man errichtet vier Wände, welche ein Viereck einschliessen; innerhalb dieser Mauern und in gleicher Richtung mit ihnen werden vier andere Mauern erbaut, der Zwischenraum zwischen beiden ist in verschiedne Zimmer getheilt und mit einem Dache bedeckt; so entscheidet die Größe des innern Vierecks den Umfang des Hofs, der Raum zwischen den beiden Mauern und ihrer Höhe bestimmt die Größe und Höhe der Zimmer. In großen Häusern sind sie zwanzig Fuß lang, eilf Fuß hoch, und eben so breit. An der Aussenseite schließt ein zweites Viereck das Haus ein, und dient gewöhnlich das Vieh einzuhegen *).

Dies ist der gewöhnliche Abriß eines Hauses in Bornu. Bei der Errichtung der Mauern geht man folgendergestalt zu Werke; nachdem ein Graben zur Grundlegung gemacht ist, füllt man ihn mit trocknen, festen Materialien, die sorgsam festgestampft und geebnet werden; auf diesen wird eine Lage gemengten Thon, oder Schlamm gelegt, und eine hinlängliche Menge Steine wird in diese Masse gesteckt, welche die

*) Die Häuser kommen in ihrer Gestalt mit denen von Tripoli überein.

Den Alli.

Stelle des Mörtels vertreten muß. So fährt man fort Thon und Steine zu schichten; sobald aber die Mauer eine Höhe von sechs bis sieben Fuß erreicht hat, hält der Arbeiter inne, und schiebt die Fortsetzung seiner Arbeit eine Woche auf, damit sie Zeit hat, sich zu senken und dicht zu werden; zu welcher Absicht sie täglich mit Wasser begossen wird.

Wenn die Mauer fertig ist, wird sie von innen und aussen sauber mit Schlamm oder Thon beworfen, der mit Sand vermischt ist, denn es findet sich kein Kalk in diesem Lande.

Die Dächer sind von Palmzweigen verfertigt, mit Strauchwerk so fest durchflochten, daß sie Anfangs wasserdicht sind; allein die Wuth des Windes und Regens ist so stark, daß das zweite Jahr das äusserste Ziel ihrer Dauer ist *).

Das Ameublement der Häuser läßt man sich weit weniger angelegen seyn, als ihre Bauart; das Verzeichniß des Hausraths ist sehr gering. Unter der mindern Classe der Einwohner besteht

*) Die Mauern der meisten Häuser werden aus einem Gemisch von Erde und Sand gebaut, weswegen die schweren Regenfluthen sie oft umreissen; andere bestehen aus dauerhafteren Baumaterialien, Steinen und Backsteinen. Die Dächer sind von Zweigen mit Lagen von Erde gedeckt, und das ganze Gebäude wird mit einer Art Kreide weiß abgeputzt.

Ben Alli.

es aus Matten mit Schaafsfellen bedeckt, worauf sie schlafen, einem irdnen Topf, einer Schüssel von derselben Masse, und zwei oder drei hölzernen Tellern, ein paar hölzernen Trinkschaalen, einem alten Teppich, einer Oellampe, und vielleicht einem kupfernen Kessel.

Vornehmere Einwohner sind mit ledernen Polstern versehen, die mit Wolle gefüllt sind; sie haben verschiednes kupfernes und messingnes Geräth, einen guten Teppich und eine Art Leuchter; denn anstatt des Pflanzenöls, das von dem ärmern Volk gebraucht wird, bedienen sie sich einer Art Lichter, die sie aus Wachs und Schaaftalg verfertigen.

Bornu liegt eine Tagereise von einem Flusse entfernt, welchen die Einwohner Wed-el-Gazel nennen, wegen der Menge Antelopen, die sich an seinen Ufern aufhalten; er verliert sich tief in der sandigten Wüste von Bilma *).

Wegen des Ebenmaaßes der Häuser und der allgemeinen Aehnlichkeit, die sie zusammen haben, wäre nichts leichter gewesen, als die Städte mit regelmäßigen Straßen anzulegen. In Bornu hat man aber einen andern Plan befolgt; denn selbst in der Hauptstadt stehn die Häuser weit von einander, ohne die geringste Ordnung, und lediglich

*) Bornu liegt in einer ebenen Gegend am Ufer eines kleinen Flusses.

Ben Ali.

darin, daß man die Hauptmoschee in den Mittelpunkt errichtete, wie es augenscheinlich nöthig war, scheint man auf allgemeine Bequemlichkeit Rücksicht genommen zu haben *).

Des Königs Pallast ist vielleicht der mehreren Sicherheit wegen in einen Winkel der Stadt gebaut, von hohen Mauern umgeben, und bildet eine Art Citadelle †).

Innerhalb der Stadt werden Märkte für Lebensmittel gehalten, aber für andre Artikel ist wöchentlich ein Markt ausser der Stadt, so wie in der Barbarei.

Der gewöhnliche Preis einer Kuh oder eines Ochsen ist ein Mahabub von Tripoli, oder

	2 Rthlr.	
Ein Schaaf	1	
Ein Strauß	2	
Eine Antelope		12 Gr.
Ein Kameel vom Mittelpreis	40	
Ein Pferd vom Mittelpreis	32	

*) Bornu ist eine größere Stadt als Tripoli, allein sie besteht aus einem regellosen Haufen Häuser, dessen Zwischenräume man kaum Straßen nennen kann. Sie hat Moscheen, von Backsteinen und Erde erbaut, und Schulen, wo im Koran Unterricht ertheilt wird, wie in den Hauptstädten der Barbarei.

Ben Alli

†) In Friedenszeiten residirt der Sultan beständig in der Hauptstadt.

Ben Alli.

Gewöhnlich haben die Städte keine andre Vertheidigung, als die, welche ihnen der Muth ihrer Einwohner zusichert. Allein die Hauptstadt ist mit einer vierzehn Fuß hohen Mauer umgeben, deren Grund acht bis zehn Fuß dick ist, und von ziemlich starker Bauart scheint. Dieser Befestigung ist noch ein Graben hinzugefügt, der das Ganze umgiebt; und bei Sonnenuntergang werden die sieben Thore sorgfältig verschlossen, welche in die angrenzende Gegend führen *).

Die ansehnliche Volksmenge von Bornu wird nur mit dem unbestimmten und übertriebenen Ausdruck einer zahllosen Menge angegeben.

In Fezzan wird der Preis aller *Waaren* nach Granen Goldes bestimmt, und wo der Werth zu gering ist, um in diesem kostbaren Metall bezahlt zu werden, helfen sich die Einwohner mit Getraide als einem allgemeinen Tauschmittel aus. Allein in Bornu bedient man sich, wie in Europa, der Hülfe geringerer Metalle, des Kupfers und Messings, welches vermischt und mit fremdartigen Stoffen verschmolzen zu seyn scheint; man hat davon Stücke von verschiedenem Gewicht, von

*) Bornu ist mit einer Mauer umgeben, auf welcher aber keine Wachen ausgestellt werden.
Ben Alli.

von einer Unze bis zu einem Pfunde, und es dient als die gewöhnliche Münze des Reichs *).

Reiche, welche so ausgebreitet wie Bornu sind, haben selten den Vortheil einer allgemeinen Sprache; aber daß sogar viele verschiedne Mundarten innerhalb den Grenzen eines Reichs gesprochen werden, wie hier in diesem Reich und den von demselben abhängigen Provinzen der Fall seyn soll, ist ein seltnes Beispiel; denn man sagt, daß es deren mehr wie dreissig geben soll. Von der Sprache jedoch, welche in der Hauptstadt üblich ist, und als die eigentliche Sprache †) von Bornu angesehen zu werden scheint, giebt der Sherif folgende Beispiele.

*) In Bornu wird eine geringe Quantität Goldstaub gewonnen; allein das gangbare Zeichen des Werths der Waaren besteht in Stücken eines Metalls, welches dem Zinn ähnlich sieht.

Ben Alli.

†) Die Sprache des gemeinen Volks ist zwar verschieden von der der benachbarten Neger, hat aber doch eine starke Verwandtschaft mit derselben, und ist dem Arabischen, worin sich die Edlen unterreden, sehr unähnlich. Auch kennt man dort die Schreibkunst und lehrt das Bornuische mit arabischen Buchstaben ausdrücken.

Ben Alli.

Eins drücken sie aus mit	Lakka	Acht	mit	Tallore
		Neun	=	Lilkar
Zwei =	Endi	Zehn	=	Meiko
Drei =	Niesku	Eilf	=	Meiko lakka
Vier =	Deku	Zwölf	=	Meiko Endi
Fünf =	Oku	Dreizehn	=	Meiko Niesku
Sechs =	Arasku	Vierzehn	=	Meiko Deku
Sieben =	Husku			

Zwei verschiedne Religionen theilen die Meinungen, ohne den Frieden des Königreichs zu stören.

Das herrschende Volk bekennt sich zur mahomedanischen Religion *), und obschon das alte Heidenthum die unterworfnen Völker keiner Unannehmlichkeit auszusetzen scheint, so hat doch ein großer Theil von ihnen die Lehre des Propheten angenommen.

Die Regierung von Bornu ist monarchisch, allein der Fürst wird durch die Wahl bestimmt †); eine ähnliche Verfassung findet auch statt in Kaschna, und ist in beiden Reichen ein Beweis von der Macht des Volks, der freilich seine Ru=

*) Der Sultan und seine Unterthanen sind Moslemim.

Ben Alli.

†) Bornu wird von einem König beherrscht, der sich den Titel Sultan giebt.

Ben Alli.

he in Gefahr bringt. Bei dem Tode des Herrschers überträgt die Nation das Recht, unter seinen Söhnen ohne Rücksicht auf Erstgeburt einen Nachfolger zu wählen, drei der angesehensten Männer, deren Alter und Ruf von Weisheit ihnen mit dem Titel der Aeltesten zuerkannt wird; und deren Betragen im Staate ihnen die öffentliche Achtung verschafft hat. Da sie kein Gesetz als ihr Urtheil bindet, und ihr Wille keine Einschränkung hat, als die, welche der ausdrückliche oder wenigstens mitverstandne Auftrag, den würdigsten Mann zu wählen, ihnen giebt, ziehen sie sich in den bestimmten Ort ihrer geheimen Berathschlagungen zurück, dessen Zugänge vom Volke sorgsam bewacht werden; und indem das streitende Privatinteresse, oder das richtige Gefühl der würklichen Schwierigkeit zu wählen, wo die Urtheilskraft leicht irren, und der Irrthum zum Nachtheil des Staats gereichen kann, sie in Ungewißheit hält, bleiben die Prinzen jeder in einer besondern Kammer des Pallasts fest verwahrt. Nachdem die Wahl geendigt ist, gehen die Wahlherren in das Zimmer des gewählten Oberherrn, und führen ihn stillschweigend an den düstern Ort, wo die unbegrabne Leiche seines Vaters ihn erwartet, die vor dieser ehrfurchteinflößenden Handlung nicht begraben werden darf. Hier zählen ihm die Aeltesten die

verschiednen Tugenden und Fehler, welche den Charakter seines Anherrn auszeichneten, vor; und indem sie kühn, mit gerechtem Lob, oder strenger Verwerfung die verschiednen Maaßregeln beschreiben, die den Glanz seiner Regierung erhöhten, oder verdunkelten, sagen sie: „Du siehst das Ziel deiner irdischen Laufbahn vor dir, die ewige, welche ihr folgt, wird nach dem Maaße glücklich oder elend seyn, als deine Regierung deinem Volk zum Segen oder zum Fluch gereicht."

Nach diesem ernsten Augenblick eines schreckenvollen Unterrichts wird der neue König unter dem lauten Zuruf des Volks zum Pallast zurückgeführt und dort von den Wahlherren in Besitz von allen Sklaven und zwei Dritteln der Ländereien und Heerden seines Vaters gesetzt; der Ueberrest wird allezeit zur Versorgung der übrigen Kinder des verblichnen Monarchen zurückbehalten. Der Oberherr ist nicht sobald mit den Zeichen seiner Würde bekleidet, als diejenigen seiner Brüder, die das Alter der Mannheit erreicht haben, sich ihm zu Füßen werfen und beim Aufstehn seine Hand an ihre Lippen drücken; in diesen beiden Ceremonien besteht die Huldigung.

Wenn bei dem Könige oder den Aeltesten ein Zweifel über ihre Aufrichtigkeit aufsteigt, so muß Tod, Gefangenschaft ihnen ihre Furcht be-

nehmen; wenn aber jeder Verdacht schweigt, werden sie mit einem Theil der Ländereien ihres Vaters begabt, und der König fügt noch freigebig Geschenke an Sklaven hinzu.

Dennoch verschafft sich oft der am meisten beim Volk beliebte, oder der ehrgeizigste der zurückgesetzten Prinzen eine mächtige Parthei, während er unter dem Anschein der eifrigen Treue, mit der äussersten Verstellung seine Absichten verheelt, und indem er sich auswärtiger Hülfe versichert, im Stillen die Mittel zu einer glücklichen Empörung vorbereitet. Aber mit dem Blute seiner Verwandten bedeckt, hält der siegreiche Europäer seinen Scepter in keiner sichern Hand; die erste Verräthrei ladet zu einer andern ein und befördert sie, und bis das Gemetzel der Feldschlacht, das Schwerd des Henkers, oder das Messer des Mörders ihn von seinen Brüdern befreit hat, steht sein Thron nicht fest.

Dies ist in den mahomedanischen Reichen von Bornu und Kaschna die Ordnung der Succession in der Monarchie. Die benachbarten heidnischen Königreiche erlauben mit weit weniger Weisheit den Söhnen ihrer Könige von ihren Anhängern begleitet, sich selbst den Wahlherren darzustellen und bei ihrer Entscheidung selbst gegenwärtig zu seyn; eine Unvorsichtigkeit, welche ihnen oft die Dazwischenkunft andrer

Staaten zuzieht, und das Elend bürgerlicher und auswärtiger Kriege zugleich über sie bringt.

Wenn unter den hinterlaßnen Kindern des Königs von Bornu noch unerwachsene sind, so werden sie im Pallast bis zur Periode der Mannheit erzogen, und erhalten erst alsdann ihren Antheil der Länder und Heerden.

Der regierende Monarch bestimmt den vier gesetzmäßigen Weibern seines Vorgängers ein Haus mit einem anständigen Auskommen; und diejenigen seiner zahlreichen Beischläferinnen, die keine Sklavinnen waren, haben die Freiheit, zu ihren Verwandten zurückzukehren; ihre Kleidungen und Zierrathen, welche oft von Werth sind, behalten sie, und haben überdem die unbedingte Erlaubniß zu heirathen.

In dem Reiche von Bornu ist, so wie in allen mahomedanischen Staaten, die Regierung der Provinzen Statthaltern übergeben, welche die Krone ernennt, und die Ausgaben des Monarchen werden theils durch seine Erbgüter, theils durch die Abgaben bestritten, welche er von dem Volke hebt.

Der gegenwärtige Sultan, welcher Ali heißt, ist ein Mann von bescheidnem, einfachen Aussehn. Er kleidet sich selten anders als in das gewöhnliche blaue Hemd von baumwollnem oder seidnem Zeuge und einen seidnen oder musselinen Turban, welches die gewöhnliche Tracht

des Landes ist. Die Pracht seines Serails ist dennoch so groß, daß man die Zahl der Weiber, welche es bewohnen, auf fünfhundert angiebt; er selbst ist als der Vater von dreihundert und funfzig Kindern bekannt, unter denen dreihundert von männlichem Geschlechte sind; eine Ungleichheit, die sehr natürlich auf den Verdacht führt, daß die Mutter den Stolz, in ihren Nachkommen einen möglichen Erben des Throns zu sehen, dem natürlichen Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit vorzieht, und zuweilen das Mädchen, das sie gebahr, mit dem männlichen Abkömmling eines Fremden vertauscht.

Eben so glänzend sind auch seine Ställe; man sagt, er habe fünfhundert Pferde zu seinem Gebrauch und für die zahlreichen Sklaven seines Haushalts.

In manchen der benachbarten Königreiche vollzieht der Monarch mit eigner Hand die Todesurtheile an den Verbrechern, die seine eigne Stimme verdammt hat; aber der Sultan von Bornu, zu gebildet oder zu menschlich, um seine Hände mit dem Blute seiner Unterthanen zu beflecken, übergiebt die Ausübung seines Urtheils dem Kadi, der seinen Sklaven gebietet, das Haupt des Verbrechers abzuschlagen.

Die Kriegsmacht des Sultan von Bornu besteht in der Menge seiner Reuterei; denn die Anzahl seines Fußvolks ist gering, und wird kaum

als ein Mittel zum Uebergewicht in der Schlacht angesehn *). Der Säbel, das Speer, der Wurfspieß und der Bogen sind ihre Waffen zum Angriff; zu ihrer Vertheidigung haben sie ein aus Häuten verfertigtes Schild. Sie besitzen kein Feuergewehr, obschon es ihnen nicht ganz unbekannt ist, denn dasjenige, welches die Fezzaner Kaufleute auf Reisen gelegentlich mit sich führen, reicht hin, ihnen einen Begriff von der Wichtigkeit und entschiednen Würkung desselben zu geben.

Wenn der König sich zum Kriege rüstet, und eine Armee zu dieser Absicht aushebt, soll er die Gewohnheit haben — eine Folge nichtiger Eitelkeit oder politischen Gepränges — einen Dattelbaum, als Schwelle vor eines der Thore seiner Hauptstadt legen zu lassen, und dann seiner Reuterei zu befehlen, einer nach dem andern in die Stadt zu reiten; wenn der Baum, durch den Huf so vieler Pferde abgenutzt, endlich bricht, ist dieses sein Maaßstab von der hinreichenden Menge und der Vollzähligkeit seiner Truppen.

Die Sitten der Einwohner von Bornu sind besonders sanft und menschlich; sie werden keinen Fremden auf dem Wege vorübergehn, ohne stille zu stehn und ihn zu grüßen; ihre größten

*) Der Sultan von Bornu kommandirt ein furchtbares Heer von Reuterei, und ist ungleich mächtiger als der Kaiser von Marokko.

Ben Alli.

Uneinigkeiten bestehen in Wortwechseln, und obschon ein Theil ihrer Feldarbeiten den Weibern angewiesen ist, so haben sie mehr das Ansehen von Zeitverkürzung und gelegentlicher Beschäftigung als von der Strenge anhaltender Arbeit, da es ihnen nur obliegt, den Saamen in die Erde zu werfen, und das Unkraut mit einer Hacke auszurotten.

Dem unruhigen Vergnügen des Spiels sind sie leidenschaftlich ergeben; da sie aber kein anderes Spiel als das Dambrett kennen, sitzen sie oft auf dem Boden, und machen Löcher in die Erde, welche die Stelle der Felder vertreten, in denen sie mit Datteln, oder dem noch schlechtern Behelf von Kameelmist statt der Steine spielen. Auf ihre Geschicklichkeit im Gebrauch dieser plumpen Spielgeräthschaft wagen sie ihren Goldstaub, ihre Kupfermünze, und selbst ihre Kleider; und da die beistehenden bei dieser Gelegenheit immer ihren Rath aufdringen, und zuweilen für die Person entscheiden, der sie den Vortheil wünschen, so ist ihr Spiel gewöhnlich mit den Schmähreden und dem heftigen Gezänk begleitet, welches ihre ernsthaftesten Uneinigkeiten endigt.

Dieses ist der Zeitvertreib der niedrigern Volksklasse; die angesehnern Einwohner beschäftigen sich mit dem schwerern und interessantern Schachspiel, in dem sie eine besondere Geschicklichkeit besitzen.

In Ländern, die ohne Bearbeitung oder mit leichter Bemühung die vorzüglichsten Bedürfnisse des Lebens hervorbringen, sind gewöhnlich nur wenig Artikel zur Ausfuhr vorhanden. Diejenigen, welche das Königreich Bornu besitzt, bestehn in Goldstaub, Sklaven, Pferden, Straußfedern *), Salz und Zibet.

Auf welche Art der Goldstaub, welcher der vorzügliche Handelszweig dieser Nation ist, gewonnen wird, ob in Bergwerken des Landes, oder durch Kauf von andern Nationen, hat der Sherif nicht auseinandergesetzt. Von der Art, wie sie ihre Sklaven bekommen, die ein andrer wichtiger Gegenstand ihres Handels sind, giebt der Sherif folgende Nachricht.

Gegen Südosten von Bornu, in der Entfernung von zwanzig Tagreisen, und durch verschiedne kleine Wüsten getrennt, liegt ein großes Königreich, Begarmi genannt, dessen Einwohner strenge Mohamedaner sind, und wenn ihre Farbe gleich vollkommen schwarz ist, doch nicht zum Negergeschlecht gehören. Jenseits dieses Königreichs nach Osten sind verschiedne Negerstämme; sie sind Götzendiener und ihre Sitten so wild, daß es eine Gewohnheit unter ihnen seyn soll, sich von Menschenfleisch zu nähren. Man nennt sie die

*) In Bornu setzte ich gegen Goldstaub und Straußfedern meine von Tripoli mitgebrachten Waaren um.
Ben Alli.

Kardi, Serrowah, Schowa, Battah und Mulgui. Bei diesen Nationen machen die Begarmis, welche zu Pferde streiten und sehr kriegerisch sind, jährliche Einfälle; und wenn sie so viel Gefangne gemacht haben, wie die Umstände ihnen erlaubten, oder ihre Absicht es forderte, werden die besiegten gleich dem Zugvieh nach Begarmi getrieben. Man sagt, wenn einer von ihnen durch Alter geschwächt, oder von Ermattung überwältigt, hinter den übrigen zögert, daß einer der Reuter den ältesten unter diesen Elenden ergreift, und ihm den Arm abhaut, dessen er sich als einer Keule bedient, um die andern fortzutreiben.

Von Begarmi werden sie nach Bornu *) gesandt, wo man sie um einen geringen Preis verkauft; von da werden viele von ihnen nach Fezzan geführt, wo sie insgemein den mohamedanischen Glauben annehmen, und hernach über Tripoli nach verschiednen Theilen der Levante verschickt werden.

*) Der Sultan von Bornu führt beständige Kriege mit den verschiedenen heidnischen Negerstämmen, die an seine Staaten angränzen. Die Gefangenen werden an die Araber verkauft und machen den Hauptartikel des dortigen Handels aus. Täglich bringt man ihm Sklaven, denn der Erwerb dieser Beute ist seine Hauptbeschäftigung.

Auf diese Art gewinnt man grôstentheils alle die Sklaven, die jährlich in Bornu gekauft werden; da aber verschiedne Provinzen des Reichs von Negern bewohnt werden, so geben sie dem Landesherrn durch ihre wirklichen oder angeblichen Empörungen Gelegenheit seine Einkünfte durch ihren Verkauf zu vergrößern.

Umsonst bieten ihm die Salzseen in der Provinz Dombu ein zweckmäßigeres und weniger verderblicheres Mittel dar, seine Einkünfte zu vergrößern; denn da das große Reich Kaschna gar kein Salz hat, und in den Herrschaften der Neger sich auch keines findet, so könnte dieses einige Bedürfniß dem König von Bornu ein sichres und reichliches Einkommen gewähren, ein Einkommen, das von den Unterthanen fremder Staaten erhoben würde. Aber die Gewalt alter Gewohnheiten über die wichtigern Maaßregeln der Staatsklugheit ist so groß, daß die Einwohner von Agadez einer Provinz des Reichs Kaschna, die Erlaubniß haben, jährlich ihre ungeheuern Karawanen mit dem Salz von Bornu zu beladen, und die Vortheile dieses unschätzbaren Handels zu geniessen. Das Salz wird an dem Ufer verschiedner Seen gesammelt, und die einzige Erkenntlichkeit, welche die Kaufleute von Agadez für diesen Artikel geben, ist der unbedeutende Preis, den sie dafür in Messing und Kupfer, der Landmünze von Bornu an die benachbarten Bauern entrichten.

Der Zibet ist ein andrer Zweig des auswärtigen Handels von Bornu. Das meiste davon wird den Negerstaaten, die gegen Süden liegen, zugeführt, und von einer wilden Katze, die in den Wäldern von Bornu und Kaschna sehr gemein ist, gewonnen *).

Dieses Thier, welches man in einer zu dieser Absicht bereiteten Falle lebendig fängt, wird in einen Käfig gesetzt und heftig gereizt, bis dadurch eine starke Ausdünstung bewirkt wird. Der Schweiß und vorzüglich die Feuchtigkeit, die sich auf seinem Schweife zeigt, wird abgekratzt und in einer Blase aufbewahrt, und giebt das so sehr geschätzte Zibet. Man erneuert die Operation nach einem kurzen Zwischenraum, und wiederholt sie von Zeit zu Zeit, bis nach Verlauf von zwölf oder vierzehn Tagen das Thier aus Ermattung und durch die beständige Qual endlich stirbt. Die Menge, die man gewöhnlich von einer Katze sammelt, wiegt eine halbe Unze.

Das Volk von Bornu hat keine Manufakturen für den Ausfuhrhandel; allein der Sherif erzählt, daß sie von dem Eisenerz ihres Landes

*) Die Zibetthiere gehören nicht ins Katzengeschlecht, sondern in das Geschlecht der Stinkthiere, welche sämmtlich zwischen dem After und den Zeugungstheilen eine Hölung haben, worin sich ein starkriechendes, bei einigen heftig stinkendes, flüssiges Schmalz absondert. F.

zum Gebrauch ihrer Landwirthschaft, obschon mit wenig Geschicklichkeit, die leichten Werkzeuge verfertigen, die sie bedürfen *).

Sie erhalten dagegen folgende Waaren aus dem Auslande:

Kupfer und Messing, welches ihnen über Fezzan von Tripoli zugeführt wird, und wie schon erwähnt, zur gewöhnlichen Scheidemünze dient.

Harte Thaler werden auch von Tripoli durch die Kaufleute von Fezzan ihnen zugeführt und von ihren eignen Künstlern zu Ringen und Armspangen für ihre Weiber verarbeitet.

*) Die Einwöhner von Bornu verfertigen grobe Leinwand aus dem inländischen Hanf. Ihre Baumwolle, ebenfalls ein inländisches Erzeugniß, spinnen sie zu ausserodentlich feinen Fäden, woraus Chitze und Musselinen, neun Zoll weit und funfzehn bis zwanzig englische Yards (zu drei Fuß) lang gewebt werden. Wenn diese Baumwollenzeuge mit dem inländischen Blau gefärbt sind, verkauft man sie theurer als Seidenzeuge, denn der Indigo ist ungleich besser als der ostindische. Seidenzeuge erhalten sie gleichwohl nur von den Kaufleuten aus der Barbarei. Sie machen ferner eine Art Teppiche zu Pferdedecken, und im Felde bedienen sie sich der Gezelte von Wolle, Ziegen- und Kameelhaar. Das wenige Silber, welches sie besitzen, verarbeiten ihre eigene Künstler zu Ringen.

Ben Alli.

Rothe wollne Mützen, welche unter dem Turban getragen werden. Gestreifte Leinwand. Leichte, grobe, wollene Tücher. Flanelle. Berkane. Kleine türkische Teppiche. Gewöhnliche Mesurata-Teppiche.

Siebentes Kapitel.

Weg von Murzuk (Mourzouk) nach Kaschna. — Grenzen des Reichs. — Sprache, gangbare Münze und Handel.

Da die Fezzaner durch ihren Handel mit Kaschna und Bornu in gleicher Verbindung stehn, schikken sie nach beiden Reichen in derselben Jahreszeit jährlich eine Karawane. Von Murzuk, ihrer Hauptstadt, die sie am Schluß des Oktobers verlassen, richten sie ihren Weg Südsüdwest nach der Provinz Hiatts, dem unfruchtbarsten, am wenigsten bewohnten Bezirk ihres Landes.

Fünf von den vierzehn Tagen, welche zu diesem Theil des Wegs erforderlich sind, gehen auf den Zug durch eine große Wüste, wo ihr gewöhnliches Mittel, ihre Ziegenfelle von innen und aussen mit einer harzigen Masse zu überziehn, die

gefürchtete Verdünstung ihres Wasservorraths nur schlecht verhütet.

Von der Provinz Hiatts aus, wandert die Karawane über die niedern Berge von Eyre', welche das Königreich Fezzan von der großen Herrschaft von Kaschna trennen; und indem die Reisenden zu ihrer Rechten einen kleinen Fluß liegen lassen, der von diesen Hügeln herabfließt und sich in den tiefen Sand einer benachbarten Wüste verliert, betreten sie eine große, unbewohnte, aber nicht wasserleere Heide. Der sechste Tag führt sie von dieser weitläuftigen Einöde zu den langersehnten Erfrischungen der Stadt Ganatt, wo die Karawane zwei Ruhetage genießt.

Sodann macht sie eine Reise von 19 Tagen, von denen sie sechs in der Hitze einer dürren Wüste zubringt, und gelangt hierauf zur Stadt Assouda, die ihr, so wie Ganatt, Erfrischungen verschafft, und einen eben so langen Aufschub ihrer Reise veranlaßt.

Nachdem sie Assouda verläßt, durchzieht sie ein sehr schönes Land, das eben so fruchtbar als volkreich ist; und während daß der angenehme Anblick des indischen Korns und der zahlreichen Heerden von Hornvieh ihren Weg erheitert, führt sie der achte Tag in die große volkreiche Stadt Agadez, die Hauptstadt einer großen Provinz.

Da

Da Agadez von allen Städten des Königreichs Kaschna den stärksten Handel treibt, und so wie Ganatt und Assouda, nur von Mahomedanern bewohnt wird, zieht es natürlich die besondere Aufmerksamkeit der Kaufleute von Fezzan auf sich. Manche von ihnen gehen nicht weiter; aber die meisten übergeben ihre Sklaven, nebst den baumwollnen Waaren, und der Senna, welche sie während ihres zehntägigen Aufenthalts einhandeln, ihren Agenten, und setzen ihre Reise gegen Süden fort.

So kostet der Weg von Murzuk nach Agadez, wenn die Kameele ihre ganze Ladung führen, sieben und vierzig Tage, wozu die noch nicht gerechnet sind, die mit Erfrischung und nothwendiger Ruhe zugebracht werden.

Nach drei andern Tagen erreicht der Reisende die kleine Stadt Begzam. Der Weg führt ihn durch reiche Felder von indischem Korn; die Weiden sind mit zahlreichen Kühen und Schaafheerden bedeckt. Von da kommt er durch ein Hirtenland, dessen Bewohner sich in Zelten von Häuten aufhalten. Den zweiten Tag nach Tegomah. Hier wirft er bei dem Anblick der steinigten, unbewohnten, unwirthbaren Hügel, die eine trostlose Aussicht vor ihm bilden, einen sehnsuchtsvollen Blick auf die lachenden Gefilde zurück, die ihn am vorigen Tage umgaben. Zwei Tage

durchzieht er diese traurigen Höhen, und steigt am dritten in einen tiefen, brennenden Sand hinab, aus dem er sich bei der Annäherung des fünften Abends heraus findet, und eine schöne Landschaft betritt, so angenehm abwechselnd in der Schönheit von Hügeln, Thälern und Wäldern, als mit dem reichen Lohn geschmückt, den die Arbeit des Landmanns und Schäfers zollt. Er kommt dann nach sieben anderen Tagen in die Stadt Kaschna, die Hauptstadt des Reichs dieses Namens und der gewöhnliche Aufenthalt seines mächtigen Sultans.

Das Land, dem die europäischen Geographen den Namen Nigritien gegeben haben, nennen die Araber Soudan, und die Eingebornen Aafnou, zwei Worte von ähnlicher Bedeutung, welche so wie die europäische Benennung das Land der Schwarzen bezeichnen, und so wie diese nur auf einen Theil der Gegend angewendet werden, die diesen Namen in ihrem weitesten Umfange verdient. Allein selbst in diesem eingeschränkten Sinne wird die Benennung Soudan auf sehr verschiedene Weise verstanden. Einige Afrikaner geben sie nur dem Königreiche Kaschna, welches nordwärts vom Niger liegt, andere geben sie weniger bestimmt, auch den Negerstaaten, südlich von diesem Flusse, und wenn sie diesen Namen brauchen um die ausgebreitete Herrschaft und überwiegende Macht des Kaisers von

Kaschna auszudrücken, beehren sie ihn mit dem übertriebenen Ehrennamen des Sultans von ganz Soudan.

Die Grenzen seiner wirklichen Herrschaft sind nordwärts die Berge von Eyre', und die Gegenden der großen Zahara, die kein brauchbares Eigenthum, oder nutzbare Herrschaft geben. Gegen Süden begrenzt es der Niger; östlich stößt es an die Reiche Zamphara und Bornu. Seine westlichen Grenzen hat der Sherif nicht bestimmt, auch sagt er nichts von der Hauptstadt, als daß sie fünf Tagereisen nordwärts vom Niger liegt, und in Ansehung ihrer Gebäude der Stadt Bornu ähnlich ist.

Die Regengüsse in Kaschna sind weniger ungestüm als in Bornu, so ähnlich übrigens, wie schon erwähnt, Klima, Boden und Erzeugnisse sowohl, als die Einwohner in Absicht der Farbe, der Lebensart, Religion und Verfassung in beiden Reichen sind. Kaschna bringt ferner ausschliessend das Bischnah hervor, eine Art indisches Korn, welches sich durch die Mischung von weisser und rother Farbe seiner Körner von dem Gamphuly unterscheidet. Affen und Papagayen, Thiere, die man in Bornu nur selten sieht, sind hier zahlreich und von verschiedner Gattung. Der Meridian seiner Hauptstadt wird als die westliche Grenze angesehn, wo in gleichlaufender Brei-

te das Gedeihen des Weinstocks und die Kameelzucht aufhört; denn zwischen Kaschna und dem atlantischen Meere werden wenige Kameele aufgezogen, und die Traube gedeiht nicht. Die Sitten des gemeinen Volks sind weniger gebildet, als in Bornu; ihre Spiele zeugen von weniger Nachdenken; denn ihr Lieblingsspiel besteht darin, 4 kleine Stäbchen empor zu werfen, und die, so sich kreuzen, als so viel Stiche zu zählen, die den Gewinst des Spiels bestimmen. Die merklichste Verschiedenheit beider Reiche liegt jedoch in der Sprache, den Münzen und einigen Handelszweigen.

Von dem Unterschied der Sprachen von Bornu und Kaschna giebt der Sherif folgende Beispiele.

Sprache von Bornu.		Sprache von Kaschna.	
1	Lakkah	1	Deiyah
2	Endi	2	Biyou
3	Nieskn	3	Oku
4	Deku	4	Judu
5	Oku	5	Bea't
6	Arasku	6	Schidah
7	Nusku	7	Bukai
8	Tallo're	8	Ta'kus
9	L'ilkar	9	Tarra'h
10	Meiku	10	Goumah
11	Meiku-lakka	11	Goumah scha deiyah

Bornu.	Kaschna.
12 Meiku=endi	12 Goumah scha biyou
13 Meikunieskı	13 Goumah scha Oku
14 Meikudeku	14 Goumah scha Judu

Die gangbarste Münze besteht in Kaschna, so wie in den Negerstaaten an der Südseite des Nigers, in den kleinen Muscheln, die in Europa und bei den Schwarzen selbst unter dem Namen von Kauris bekannt sind, und die von den Arabern Hueddah genannt werden. Kardie, welches ein andrer Ausdruck für dieses Negergeld ist, und dessen besonderen Sinn uns der Sherif anzudeuten vernachlässigt hat, soll demselben nur von den heidnischen Stämmen gegeben werden; ein Umstand, der eine abergläubische Beziehung vermuthen läßt. Von diesen Muscheln haben 2500 in Kaschna den Werth eines Mitkal von Fezzan, welcher 675 tripolitanische Piaster, oder zehn Shilling und anderthalb Pfennig Sterling (ohngefähr 3 Rthlr.) beträgt.

Unter den wenigen Zügen, welche den Handel in Kaschna von dem in Bornu auszeichnen, ist der auffallendste, daß die Kaufleute des ersten Reiches andern Völkern eine in diesen Gegenden seltne und höchst schätzbare Waare zuführen, welche sie doch nur von den Bewohnern des letzten erhalten können. Dem ungeachtet ganz Kaschna und die Negerkönigreiche gegen Süden soviel

Salz, als sie brauchen, lediglich aus Bornu ziehen, so haben doch die Eigenthümer desselben den ganzen vortheilhaften Handel mit dieser Waare den Einwohnern von Agadez überlassen.

Die Seen, an deren traurigen Gestaden dieses nothwendige Bedürfniß des afrikanischen Luxus gefunden wird, sind von Agadez durch einen Weg von fünf und vierzig Tagen getrennt, und von allen Seiten von der ungeheuren Sandwüste Bilma umgeben, wo die glühende Hitze des flammenden Himmels mit doppelter Heftigkeit von dem brennenden Boden zurückprallt. Man sagt, die Karawane bestehe aus tausend Kameelen, die besonders zu dieser Absicht erzogen und unterhalten werden, um jährlich den langen Weg nach dieser wilden Einöde anzutreten. So gefahrvoll und beschwerlich indeß dieses Geschäft ist, finden die Kaufleute doch eine reichliche Vergeltung in den Vortheilen dieses Handels, denn indem die elenden Dorfbewohner, die sich in der Nachbarschaft dieser Seen aufhalten, und das Salz sammeln, das sich an ihren Ufern ansetzt, zufrieden, oder gezwungen sind, einen sehr geringen Preis dafür anzunehmen, so verkaufen es doch die Kaufleute in den verschiednen Märkten von Kaschna, Tombuktu und den Ländern südwärts vom Niger nach Verhältniß des hohen Werths, den man in dortigen Gegenden darauf setzt.

Wie nun die Einwohner von Agadez von einer Seite die Produkte eines benachbarten Landes zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen, so sorgfältig sind sie auch bedacht, die Waaren, welche ihr eignes Land hervorbringt, geltend zu machen, und da sie den vorzüglichen Werth der Senna kannten, die auf ihren Gebirgen wächst, so fordern und erlangen sie von den Fezzanern einen verhältnißmäßigen Preis dafür.

Der Centner Senna von Agadez wird in Tripoli auf vierzehn oder funfzehn Mahabubs, oder 26 bis 28 Rthlr. geschätzt, da hingegen die von Tibesti nur neun oder zehn Mahabub, oder 16 bis 18 Rthlr. werth ist. Von Tripoli wird die Senna nach der Türkei, Livorno und Marseille geführt.

Die andern Handelsartikel des großen Reiches Kaschna sind folgende:

Goldstaub, der in Kaschna in höherm Ansehn zu stehen scheint, als in Fezzan, denn im erstern soll der Werth einer Unze von 640 Gran (welches das Gewicht einer Unze in Kaschna, Fezzan und wahrscheinlich in allen Staaten zwischen diesem Reich und dem Niger ist) neun Mitkals betragen, oder 4 L. 10 S. Sterling (27 Rthlr.) da eine Unze desselben Gewichts in Fezzan nur 4 L. (24 Rthlr.) gilt. In Kaschna beträgt also eine englische Unze von 480 Gran 3 L. 7 S. 6 D.

(20 und einen halben Rthlr.) da sie in Fezzan nur 3 L. (18 Rthlr.) gilt.

Sklaven. Auf welche Art diese erhalten werden, ist nicht bestimmt; aber der Werth der männlichen Sklaven soll von 15 zu 20000 Kauris, oder von 3 zu 4 Pfund Sterling (18 bis 24 Rthlr.) seyn.

Der Werth der weiblichen Sklaven wird zu zwei Dritteln dieser Summe angegeben; das heißt, 10,000 bis 13000 Kauris, die nach englischem Gelde 2 Pfund bis 3 Pfund 13 Schill. 4 Pfennig (12 bis 20 Rthlr.) machen.

Baumwollne Zeuge, worin die meisten Manufakturen von Kaschna, Bornu und der Negerstaaten südwärts des Nigers bestehn.

Ziegenfelle von rother und gelber Farbe. Ochsen- und Büffelhäute.

Zibet. Die Art ihn zu erhalten sowohl, als die Märkte, wo er hauptsächlich verkauft wird, sind in der Beschreibung des Handels von Bornu angegeben.

Gegen diese Waaren empfangen die Bewohner von Kaschna:

Kauris. Eine Seeschnecke, die ihnen von der Küste zugeführt wird, und die Scheidemünze des Landes ist.

Pferde und Stuten, die sie von den Kaufleuten von Fezzan einhandeln; aber ob sie in diesem letztern Lande gezogen, oder von den Ara-

bern erhandelt, oder aus Bornu sind, wird von dem Sherif nicht erwähnt.

Wollene rothe Kappen. Gestriefte Leinwand*). Grobe leichte Tücher. Flanelle. Barakans oder Alhaiks. Kleine türkische Teppiche. Einfache Mesurata Teppiche. Gewebte und rohe Seide. Gold- und Silberstoffe und Brokaden. Säbelklingen. Holländische Messer. Scheeren. Korallen. Glasperlen. Kleine Spiegel.

Tickera. Ein Teig, der in Fezzan aus Datteln und dem Mehl von indischem Korn gemacht wird, und wonach die Leute von Fezzan auf Reisen sehr begierig sind.

Guru, Nüsse, die aus den Negerstaaten südwärts vom Niger gebracht werden, die man vorzüglich schätzt wegen des angenehm bittern Geschmacks, den sie allen Flüssigkeiten mittheilen, in welche man sie legt.

*) Die Kleidung des Volks von Fulan, eine westwärts von Kaschna liegende Gegend, kleiden sich in ein kreuzweis durchstreiftes Zeug, welches dem ähnlich ist, dessen sich die Bergschotten zu ihren Mänteln oder Plaids bedienen.

Ben Alli.

Achtes Kapitel.

Die Länder gegen Süden vom Niger.

Der Bericht des Sherifs von denjenigen Königreichen gegen Süden vom Niger, die er selbst besucht hat, ist zu mangelhaft an geographischen Kenntnissen, um einen deutlichen Begriff von diesem Theil seiner Reise zu geben; und obgleich die Namen der ansehnlichsten Staaten, in denen Hauptstädten er handelte, oder die er durchreiste, mit Vortheil als Mittel zu künftigen Untersuchungen gebraucht werden können, und deswegen in der Karte aufgezeichnet sind, welche diese Nachrichten begleitet, muß doch der Platz, den man ihnen gegeben, größtentheils nur als muthmaßlich betrachtet werden. Daß aber die Richtung seines Wegs gegen die Goldküste lief, ist sehr glaublich, und der folgende kurze Bericht seiner Bemerkungen kann zu Folgerungen behülflich seyn, die weder gleichgültig noch unwichtig sind.

Von dem Theil des Nigers, welcher die Grenze des großen Reiches Kaschna ausmacht, bis zu dem Königreiche Tonouwah, welches an die Küste der Christen grenzt und Assente' zur Hauptstadt haben soll, besteht das ganze Land aus einer Reihe von Gebirgen, unter denen Berge von einer ungeheurn Höhe sind, deren mannichfaltige Formen dem Anblick des Landes Ab-

wechslung geben. Manche Gegenden sind mit Waldungen von weitem Umfange bedeckt, und obschon meistens die höhern Plätze mit unzähligen Heerden von Schaafen, Kühen und Ziegen bedeckt sind, und die Thäler den bezaubernden Anblick vieler Dörfer darbieten, die mit Korn, Reisfeldern und Früchten verschiedner Art bebaut sind, so findet man doch auch Stellen von ursprünglicher Unfruchtbarkeit und ewiger Oede.

Die zwiefachen Arbeiten des Hirten und des Bauers beschäftigen das ganze Volk; indeß die baumwollnen Zeuge, nebst den gelb und roth gefärbten Ziegenfellen, die in verschiednen Städten zum Kauf ausgeboten werden, einen Entstehungspunkt künftiger Manufakturen und vielleicht eines ausgebreiteten Handels hoffen lassen.

Da die Einwohner dieser Länder durch die Natur ihres Himmelsstrichs von mancher Unbequemlichkeit befreit sind, welche in andern Ländern Kleidung zum ersten Bedürfniß machen, so trägt der größte Haufe nur die Bedeckung, welche die Sittsamkeit fordert. Die meisten Mohamedaner hingegen bedecken ihr Haupt mit einem Turban, dem Zeichen ihrer Religion, wozu sie stolz sind sich zu bekennen, und tragen auch wenigstens in manchen Ländern das baumwollne Hemd, welches in den Reichen von Kaschna und Bornu so gewöhnlich ist.

Zelte von den Häuten der Kühe und Büffel verfertigt, die angemessensten Wohnungen für Hirtenvölker, sind die einzigen, welche die zahlreichen Negervölker kennen; die Hütten, welche andre aus den Zweigen der Bäume errichten, sind nicht weniger einfach in ihrer Zusammensetzung.

Nach der Beschreibung sind verschiedne ihrer Städte mit Mauern umgeben, und Pfeil und Bogen ihre gebräuchlichen Waffen.

In der Nachricht von ihrer Regierungsform werden verschiedne Beispiele kleiner Freistaaten erwähnt; am häufigsten ist aber die monarchische Verfassung; und unter diesen unterscheiden sich die Einwohner des mahomedanischen Königreichs Degombah, durch die Sitte den Elephanten zu bezähmen, und die Gefangnen, die sie bei ihren Einfällen in benachbarte Provinzen machen, wozu sie Religionseifer, oder Geiz antreibt, als Sklaven zu verkaufen.

Dennoch ist der Karakter der Neger so sanft, daß selbst der Eigensinn in den verschiednen Religionsmeinungen im Allgemeinen keinen Einfluß auf ihr Betragen zu haben scheint; denn nach des Sherifs Bericht hat man Ursache zu glauben, daß Mahomedaner und Heiden ohne Unterschied unter einander wohnen, daß ihr Vieh auf denselben Bergen weidet, und der sinkende Abend sie gemeinschaftlich in dem friedlichen Dorfe versam-

melt; und wenn gleich die Nationen, welche das Volk von Degombah angreift, die Angreifenden, welche das Kriegsglück ihnen in die Hände giebt, mit dem Tode strafen, als hätten sie sich der wildesten Ungerechtigkeiten schuldig gemacht, so empfangen sie doch die Mahomedaner, die sie in Handelsabsichten besuchen, mit Gastfreiheit und Achtung.

Für die Kaufleute von Fezzan, welche diese südlichen Staaten besuchen, ist der Einkauf des Goldes, das verschiedne Länder, besonders Degombah, in Ueberfluß besitzen, der wichtigste Handelsartikel; die übrigen sind hauptsächlich folgende:

Sklaven. Baumwollne Zeuge. Ziegenfelle, von schöner Farbe Büffel- und Kuhhäute, und eine Art Nüsse, Guru genannt, welche in den Königreichen gegen Norden vom Niger gelegen, sehr geschätzt werden. Sie wachsen auf einem breitblättrigen Baum, der eine große Schote von ungefähr achtzehn Zoll in der Länge trägt, worin die Nüsse, sieben bis neun an der Zahl, sich befinden. Ihre Farbe ist gelblich grün, von der Grösse einer Kastanie, der auch ihre Schaale von ähnlicher Dicke gleicht, und ihr Geschmack, der als angenehm bitter beschrieben wird, ist für diejenigen, die sich daran gewöhnt haben, so reizend, und ein so nöthiges Verbesserungsmittel des untrinkbaren ungesunden Wassers von Fezzan, und

der andern Königreiche, welche die große Zahara angränzen, daß sie als ein nothwendiges Erforderniß zum Lebensglück angesehn werden.

Die Wolle, welche die zahlreichen Heerden der Negerkönigreiche geben, hat keinen Werth als Handelswaare; denn der Sherif sagt, daß ausser den Baumwollenmanufakturen, welche unter den Negerstämmen gegen Süden vom Niger eingeführt sind, keine andere Art von Gewebe unter ihnen bekannt ist. Vielleicht ist die dunkle Farbe der Wolle, welche sie zum Färben untüchtig macht, eine der Ursachen, so wie ihre grobe, haarigte Art eine andre seyn kann, warum man so wenig Aufmerksamkeit darauf zu wenden scheint.

Der Neger empfängt gegen die Waare, die er den Fremden giebt:

Salz von den Kaufleuten von Agadez. Holländische Messer. Säbelklingen. Teppiche. Korallen. Glasperlen. Spiegel. Zibet. Harte Thaler und Messing, aus denen der Neger Ringe und Armbänder für seine Weiber verfertigt.

Schießgewehr ist den Nationen gegen Süden vom Niger, so weit der Sherif sie besuchte, unbekannt; die Ursache, die er davon angiebt, ist diese, daß die Könige in der Nachbarschaft der Küste überzeugt wären, daß ihre eigne Unabhängigkeit verloren gienge, wenn sich die zahlreichen inländischen Staaten den Besitz dieser mächtigen

Waffen verschaffen könnten; weshalb sie es nachdrücklich verböten, und durch die Weisheit ihrer Maaßregeln auch verhindert haben, daß diese gefährliche Waare nicht über die Gränze ihrer Staaten geführt wird.

Neuntes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht des Handels von Fezzan nach Tripolis, Bornu, Kaschna und den Ländern gegen Süden vom Niger.

In der allgemeinen Beschreibung von Fezzan wurden die Landeserzeugnisse erwähnt, welche entweder die Bedürfnisse dieses Volks befriedigen, oder zu ihrem Handel dienen; allein ihr auswärtiger Handel, durch den sie sich wie die Holländer in Europa auszeichnen, ward damals vorsetzlich mit Stillschweigen übergangen, weil es schwer gewesen wäre, einen angemeßnen Begriff von seiner Beschaffenheit und seinem Umfange zu geben, ehe man eine kurze Beschreibung der Länder vorausgeschickt hatte, auf die er sich vorzüglich bezieht.

Gegen das Ende des Oktobers, wenn die angenehme Milde und beständig heitere Herbst-

witterung der stehenden Hitze der Sommermonate folgt, verlassen die verschiednen Karawanen, die nach Tripoli, Bornu und Kaschna, und zu den Nationen jenseits des Nigers bestimmt sind, die Hauptstadt von Fezzan. Den Fall ausgenommen, daß man Nachricht hat, der Weg sey durch Räuber unsicher, bestehen die Karawanen gewöhnlich nur aus wenigen Reisenden. Zehn oder zwölf Kaufleute, die von doppelt soviel Kameelen begleitet sind, machen nebst ihren Knechten die Reisegesellschaft aus; fürchtet man einen Angriff, so verbinden sich vierzig bis funfzig Mann, die mit Flinten bewaffnet sind, und da kein Afrikaner gegen Süden von Fezzan das Volk von Agadez, und die Küstenbewohner ausgenommen, Schießgewehre besitzen, ist diese Anzahl zu ihrer Sicherheit hinreichend.

Ihr Mundvorrath besteht gewöhnlich in Datteln, Mehl von Gerste oder indischem Korn, das man vorher in einem mäßig gehitzten Ofen ganz trocknen läßt, und Hammelfleisch, welches zu dieser Absicht gesalzen, an der Sonne getrocknet, und nachher in Oel gesotten wird, da es sich denn sogar in diesem heissen Himmelsstrich aufbewahren läßt.

In allen ansehnlichen Städten, mit denen die Kaufleute von Fezzan handeln, haben Faktoren oder vertraute Männer, denen sie bis zu ih-

rer Rückkehr oder bis sie Nachrichten wegen der Märkte haben, die gekauften Neger anvertrauen, und sicher sind, daß die Sklaven verschickt werden, so wie es ihr Befehl an den Agenten fordert; aber ihren Goldstaub, der sich leichter fortbringen läßt, und wegen seines Werths weniger von der Wahl des Marktplazzes abhängt, vertrauen sie selten einem Faktor.

Die Karawanen, die nach Tripoli bestimmt sind, führen theils Trona, das Erzeugniß ihres eignen Landes, theils Senna, Goldstaub und Sklaven, den Erwerb aus den südlichen Gegenden, mit denen sie handeln; dagegen bringen sie zurück allerlei Eisengeräthe, wollene Zeuge, besonders die rothwollenen Kappen, gewirkte und rohe Seide, harte Thaler, Kupfer und Messing, lauter Waaren, die zum Gebrauch jener südlichen Länder, oder ihres eignen Vaterlands dienen.

Die für Bornu bestimmten Karawanen sind mit folgenden Gütern beladen;

Kupfer und Messing zur Landmünze in Bornu; die Karawane, welche Herr Lucas von Tripoli nach Mesurata begleitete, hatte zehn Kameele mit diesem Metall beladen, die vierzehn hundert Lasten trugen und nach Bornu bestimmt waren; dort hat jedes Pfund den un-

gefähren Werth von vier Shilling Sterling (1 Rthlr. 8 Gr.).

Harte Thaler, die im Arabischen den Namen Real Abotacia führen, deren Werth im Vergleich mit den spanischen Thalern in Tripoli sich wie 365 Piaster zu 340, oder beinah wie 16 zu 15 verhält.

Rothwollne Mützen. Gestreifte Leinwand. Leichte grobe Tücher. Flanell. Barakans oder Alhaiks. Kleine türkische Teppiche. Kleine einfache Mesurata Teppiche. Gewirkte und rohe Seide. Goldstoff und Brocade für die königliche Familie und andere Vornehme. Säbelklingen. Holländische Messer. Scheeren. Korallen. Glasperlen. Kleine Spiegel. Guru-Nüsse, die gegen Süden vom Niger wachsen, und wegen des angenehmen Geschmacks sehr geschätzt werden, den sie dem Wasser mittheilen.

Das einzige einheimische Produkt von Fezzan, welches man als Waare nach Bornu führt, ist eine Zubereitung von gestoßenen Datteln und im Ofen stark getrockneten Mehl von türkischem Korn. Man nennt es Tickera, und es ist eine besonders von Reisenden sehr geschätzte Nahrung, weil es gesund und leicht fortzuführen ist.

Gegen diese Waaren bringt der Kaufmann folgendes aus Bornu zurück: Sklaven. Gold-

staub. Zibet für die Märkte in den Ländern südwärts vom Niger.

Die Waaren, welche von Fezzan nach Kaschna und denen von diesem Reiche abhängigen Staaten geführt werden, sind erstlich Kauris, eine Art Meerschnecken, welche die Araber Hueddah nennen, und die in Kaschna und den Negerkönigreichen die Stelle der Scheidemünze vertritt. Die Kaufleute erhandeln sie von den südlichen Völkern, welche an die Küste grenzen; 17062 Stück haben in Kaschna den Werth einer englischen Unze Gold (480 Gran). Messing, welches die Schmiede dort im Lande zu Ringen und Armbändern für die Weiber verarbeiten.

Pferde. Rothe wollene Mützen. Gestreifte Leinwand. Flanelle. Barakans oder Alhaiks. Kleine türkische Teppiche. Einfache Mesurata Teppiche. Gewirkte und rohe Seide; Goldstoffe, Säbelklingen, holländische Messer, Scheeren, Korall, Glasperlen, kleine Spiegel; Tickera (oder ein Gemisch von gestoßenen Datteln und Mehl von türkischem Korn, welches in Fezzan zubereitet wird,) Gurunüsse, aus den Negerländern südwärts vom Niger.

Dagegen empfängt man: 1) Goldstaub, wovon die englische Unze (480 Gran) 3 Pfund 8 Shilling 3 Pfennig Sterling (oder 21 Rthlr.) werth seyn soll, obwohl sie in Fezzan nur 3 Pf.

Sterling (18 Rthlr.) gilt. Die Fezzaner werden sich indessen wohl durch den Preis ihrer Waaren schadlos zu halten wissen. 2). Sklaven. Ein männlicher Sklave gilt in Kaschna von 3 Pf. 10 Shill. zu 5 Pfund Sterl. (21 bis 30 Rthlr.); ein Weib ein Drittel weniger 3). Baumwollenzeuge von verschiedenen Farben, hauptsächlich blaue und weisse, wovon man in Kaschna und den Negerländern südwärts vom Niger eine große Quantität verfertigt. 4) Roth und gelb gefärbte Ziegenhäute. 5) Ochsen- und Büffelhäute für Gezelte. 6) Senna aus der Provinz Agadez, des Reichs Kaschna. Diese Senna gilt in Tripoli 14 - 15 Mahabub, (4 Pf. 4 Shill. bis 4 Pf. 10 Shill. Sterl. — 25 - 27 Rthlr.) der Centner, dahingegen die Senna, welche die Fezzaner aus Tibesti erhalten, nur 9 - 10 Mahabub, oder 2 Pf. 14 Shill. bis 3 Pf. Sterl. (16 - 18 Rthlr.) kostet. 7) Zibet.

Denjenigen Nationen südwärts vom Niger, wohin die Fezzaner handeln, führen sie zu: Säbelklingen, holländische Messer, Teppiche, Korallen, Glasperlen, Spiegel, Messing, harte Thaler und Zibet.

Dagegen empfangen sie: Goldstaub, baumwollene Zeuge von allerlei Farben, rothe und gelbe Ziegenfelle, Ochsen- und Büffelhäute, Gurunüsse, die wieder abgesetzt werden, in Kaschna, Bornu und Fezzan, wo man das Hundert

Schooten mit zwölf Shilling (4 Rthlr.) bezahlt; Kauris für Kaschna. Elfenbein, welches zwar südlich vom Niger häufig ist, halten die Fezzaner nicht für eine vortheilhafte Waare; vielmehr da man Elfenbein an der Küste aufkauft, pflegen sie, was sie auf ihrer Reise in den Wäldern finden, den dorthin handelnden Negern zu verkaufen *).

Dies sind die hauptsächlichsten Zweige des weitläuftigen Handels, den die Fezzaner Kaufleute treiben. So groß indessen der Umfang desselben ist, so scheint er sich doch fast gar nicht mit den westwärts von Kaschna gelegenen Staaten bekannt zu machen. Der Sherif schreibt dies dem Mangel eines guten Mittels zum Transport der Waaren zu; denn westwärts von Kaschna giebt es nur wenig Kameele, und sogar Pferde und Maulthiere sind ausserordentlich theuer und selten.

*) Die Einfuhr der Fezzaner Kaufleute besteht in Sklaven, womit sie großen Handel treiben, Goldstaub, Elfenbein, Straußfedern, Senna aus den benachbarten Gegenden, und allerlei europäische Waaren, von Tripoli. Die Ausfuhr hingegen von Fezzan, sind wollene Tücher, Leinwand von mehrern Sorten, Flintenläufe, Flinten = und Pistolenschlösser, Schroot, Kugeln, eiserne Stäbe, Zinn, Kupfer, Messing, messingene Schüsseln, Nägel, Gewürz, Moschus, Benzoe, Färbehölzer, Allaun, Weinstein, zum Färben, grüner Vitriol, Grünspan, Schwefel und Spiegel. Ben Alli.

Zehntes Kapitel.

Weg von Mursuk nach groß Kairo, aus den Nachrichten von Hadgi Abdallah Benmileitan, gegenwärtigen Gouverneur von Mesurata.

In einer Lage, welche auf der einen Seite durch das mittelländische Meer einen bequemen Weg zur Verbindung mit europäischen Staaten, von der andern Seite mit Bornu, Kaschna, dem Reiche Tombukto und verschiednen Negernationen an der Südseite des Nigers erlaubt, besitzen die Kaufleute von Fezzan noch den Vortheil eines im Vergleich bequemen und sichern Wegs nach den Städten Groß Kairo und Mekka. Die Pilgerschaft nach dem letztgenannten Orte ist jedem Muselmann vorgeschrieben; seit undenklichen Zeiten wird Mekka als ein Gegenstand der tiefsten Verehrung von Mahomedanern angesehen, und obschon der größte Theil der Gläubigen, durch die Entfernung verhindert, oder durch Geschäfte und häusliche Banden zurückgehalten wird, und sich begnügen muß, in Gedanken auf eine unvollkommene Weise den Entschluß zu fassen, diese wichtige Wallfahrt in Zukunft einmal zu verrichten, so giebt es doch Menschen, selbst in den innersten Winkeln von Afrika, die überzeugt sind,

daß ein ausdrückliches Gebot des Glaubens zu feierlich ist, um Entschuldigung zu erlauben, und zu wichtig, um Aufschub zu leiden. Durch diese dringende Betrachtungen angetrieben, oder gelockt, durch die ehrenvolle Auszeichnung, welche der Name eines Hadgis oder Mekkapilgers gibt, (der beneidete Titel, welcher denen beigelegt wird, die den geheiligten Tempel besuchten) kommen eine Menge Gläubige aus den Reichen Bornu und Kaschna, aus dem großen Königreich Kassaba und aus verschiednen Negerstaaten nach Fezzan, und setzen von da ihren Weg fort mit einer Karawane, die im Herbst jedes zweiten oder dritten Jahrs nach Mekka abgeht. Diese Karawane, die selten aus weniger denn hundert, aber wohl aus zwei, dreihundert Reisenden besteht, versammelt sich in Mursuk und beginnt ihre Reise in der letzten Woche des Oktobers, oder der ersten des folgenden Monats.

Temissa, eine Stadt in den Staaten von Fezzan gegen Nordosten von Mursuk gelegen, empfängt sie am Schluß des siebenten Tages; nach zwei andern Tagen, die sie mit Bequemlichkeit zurücklegt, kommt sie an einen hohen, felsigten, wüsten, unbewohnten Berg, der Tanibba heißt. Nachdem die Reisenden ihre Säcke von Ziegenfellen an dem einzigen Brunnen gefüllt haben, den sie auf diesen traurigen Höhen antreffen, steigen in eine große schreckliche Wü-

ste herab, deren ungleiche Fläche ihren Augen während vier Tagen, nichts als eine fortwährende Aussicht auf schwarze, nackte Felsen zeigt; denen drei andere Tage lang der eben so öde Anblick von weichem Sandstein folgt. Durch diesen ganzen weiten Bezirk abwechselnder Nacktheit erblickt man keine Spur thierischen oder Pflanzenlebens; selbst der Dornbusch der Wüste wird hier umsonst gesucht. Den 8. Tag vermehrt das große Gebirge Ziltan die Beschwerde der Reise; seine rauhen Abhänge sind mit sparsamen Klümpchen von Buschwerk bewachsen, und der Wasservorrath, den man hier findet, macht ihren Reichthum aus. Vier Tage sind den Beschwerlichkeiten dieser ungeheuren Bergwanderung geweiht; vier andere fordert der Weg durch die schwüle Ebne, die ihren unfruchtbaren Sand von dem Fuß des Gebirgs zu den grünen Höhen von Sibbiil erstreckt, wo die Wasserbrunnen und der frohe Anblick der Menge von Antelopen den Ermüdeten einen Ruhepunkt zeigt, und sie die Erfrischungen im voraus schmecken läßt, die sie den nächsten Abend erwarten; indem der Schluß des folgenden Tags sie in die Stadt Augela führt.

Von diesem Ort, der unter der Botmäßigkeit von Tripoli steht und wegen der Menge und dem vorzüglichen Geschmack seiner Datteln berühmt ist, erreicht die Karawane in einem

Tage das kleine Dorf Gui Tarrah; vier andre Tagreisen bringen sie an den Fuß des grossen Gebirgs Gerdobah, von dessen unüberwindlichen Unwirthbarkeit der Reisende während einem Wege von fünf Tagen nur einen nothdürftigen Vorrath übelschmeckenden Wassers erhalten kann. Wenn er diese traurigen Hochlande verläßt, betritt er die enge Ebne Gegabib, die zwar sandigt und unbewohnt, aber doch fruchtbar an Datteln ist, die von den Bewohnern von Duna, einer von Tripoli abhängigen und acht Tagereisen von Gegabib an der Küste liegenden Stadt, eingesammelt werden.

Von diesem Orte, der gegen die feindseligen Felsen von Gerdobah angenehm absticht, führt ein Weg von drei Tagen die Karawane nach einem andern traurigen Gebirge, Buselema benannt, welches sie nur mit Wasser versorgt. Nach drei andern Tagreisen erreichen sie das Gebiet des Freistaates Si = wah.

Ein Rath von sechs oder acht Aeltesten, deren beständige Uneinigkeit die Meinungen theilt und die Treue des Volks abwendig macht, verwickelt diesen unglücklichen Staat unablässig in das Elend des bürgerlichen Kriegs. Sein vorzüglichstes Produkt ist der Dattelbaum, denn das Land bringt wenig Getraide hervor, ob es ihm gleich nicht an Wasser mangelt.

Von Si-wah, der Hauptstadt, wandert die Karawane in einem Tage nach dem elenden Dorfe Umseguer, welches von dieser Stadt abhängt und an dem Fuß der bergigten Wüste Le Magra liegt, wo in dem langen Verlauf von sieben Tagreisen der Reisende kaum gewahr wird, daß wenige einzelne Stellen von dünnem, magern Gebüsch die große unfruchtbare Einöde unmerklich unterbrechen, und die Fülle der Trostlosigkeit vermindern. Den achten Tag beschließt er mit seiner Ankunft auf dem Hügel von Huaddy L' Ottron, der sich durch ein kleines Kloster auszeichnet, wo drei christliche Mönche unter dem Schutz von Kairo wohnen, deren gastfreier Aufnahme der Reisende vielen Dank schuldig ist. In der Nachbarschaft des Klosters sind einige Gebäude, mit hohen Mauern umgeben, zum Empfang der ankommenden Fremden bestimmt, und drei Tage lang, wenn sie sich so lange aufhalten wollen, werden ihre Bedürfnisse, so gut es die Umstände der Mönche erlauben, gutherzig und reichlich befriedigt.

Ihr Garten, in welchem sich ein Brunnen voll herrlichen und nie mangelnden Wassers befindet, bringt eine Menge Pflanzen von verschiedener Art hervor; eine Heerde Schaafe findet ihren Unterhalt auf einer benachbarten Weide, und sie ziehen ohne Mühe eine ansehnliche Menge Hühner. Alle andre Bedürfnisse, ihr Brod

ausgenommen, das sie selbst backen, empfangen sie von Kairo.

Von den Arabern geehrt, die mehr Achtung für ihre Gastfreiheit, als Haß gegen ihre Religion haben, sind diese ehrwürdigen Männer dem Anschein nach in Sicherheit; da aber zu viel Zutrauen die niedrigsten Räuber einladen möchte, ihre feindliche Wohnung anzufallen, haben sie ihr Kloster vorsichtig durch eine besondere hohe Einfassung geschützt, über die eine Strickleiter den Eingang durch eine angebrachte Oefnung gewährt.

Nachdem man diesen gastfreien Hügel mit solchen Erfrischungen versehn, als die großmüthigen Patres mittheilen konnten, verlassen hat, sezt die Karawane ihren Weg fort, und kommt in fünf Tagen nach Kairo, von wo aus sie in der gewöhnlichen Jahrszeit auf dem üblichen Weg ihre Reise nach Mekka fortsezt.

Eilftes Kapitel.

Folgerungen aus der vorhergehenden Erzählung.

Nach der Durchsicht des vorhergehenden Berichts ist die Gesellschaft im Stande zu beurtheilen, in wie fern er Glauben verdient, und welcher Werth den verschiednen Nachrichten beigelegt werden kann, die er enthält. Wenn die Beweise für seine Glaubwürdigkeit nicht für zu-

reichend gehalten werden, muß sie ihr Urtheil aufschieben, bis Beschreibungen, welche sich gültigerer Zeugnisse rühmen können, diese Nachrichten berichtigen, oder bestätigen. Findet sie aber, daß des Sherifs Nachricht von Kaschna, Bornu und dem Niger, durch die übereinstimmenden Bemerkungen des Ben Alli zu sehr unterstützt wird, um noch den geringsten Verdacht von Unzuverlässigkeit oder Erdichtung zurückzulassen, und daß die Treue in diesem Theil seines Berichts als Zeugniß dient, für alles, was ausserdem unter der Autorität seiner eignen Kenntniß niedergeschrieben worden ist, so wird es ihr einleuchten, daß wichtige und interessante Folgerungen aus den zahlreichen, obgleich unvollkommnen Berichten, die er uns giebt, gezogen werden können.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand von Bornu mit seiner Lage zur Zeit des Leo Afrikanus vergleicht, der es im Jahr 1526 besuchte, so bemerkt man, daß die Einwohner dieses Reichs in der mahomedanischen Religion und zugleich mit ihr, in einer, wenn gleich verhältnißmäßig nur unvollkommnen Kultur, die wichtigsten Fortschritte gemacht haben *).

*) Leos Geschichte von Afrika, 7tes Buch S. 293 und 294 der englischen Ausgabe. **Ueber das Königreich Borno.**

Die Einwohner gehen im Sommer ganz nakkend, die Mitte des Körpers ausgenommen, welche sie mit einem Stück Leder bedecken; allein den

Eine wilde Nacktheit, oder die ärmliche Bedeckung von Thierfellen ist gegenwärtig für die anständige, bequeme Kleidung von baumwollnen Zeugen vertauscht worden. Durch die Gesellig-

ganzen Winter durch kleiden sie sich in Felle, und ihre Betten bestehen ebenfalls daraus. Sie haben gar keine Religion, denn sie sind weder Christen, Muhamedaner, noch Heiden, noch irgend eines andern Glaubens, sondern führen ein wildes Leben, und haben Weiber und Kinder gemeinschaftlich unter sich; und, wie ich von einem gewissen Kaufmann hörte, der sich lange unter ihnen aufhielt, haben sie keine persönliche Namen, sondern ein jeder erhält einen Beinamen, der von seiner Länge, seinem Fette, oder einer andern Eigenschaft entlehnt ist. Sie haben einen sehr mächtigen Fürsten, den unmittelbaren Nachkommen des Lybischen Volkes Bardoa; seine Reuterei ist 3000 Mann stark und jederzeit in Bereitschaft, nebst einer großen Menge Fußvolk; denn alle seine Unterthanen sind in einer solchen Abhängigkeit von ihm, daß sie sich, so oft er befiehlt, bewaffnen, und ihm folgen müssen, wohin es ihm gefällt, sie zu führen. Sie bezahlen ihm keinen andern Tribut, als den Zehnten ihres Getraides; der König hat auch keine andre Hülfsquellen zur Unterhaltung seines Standes, als die Beute, die er bei den öftern Angriffen und Einfällen in die Länder seiner nächsten Feinde gewinnt.

Doch scheint der König bewundernswürdig reich zu seyn; denn seine Spornen, Zäume, Teller, Schüsseln, Töpfe und anderes Geschirr, worin seine Speisen und Getränke aufgetragen werden, sind alle von gediegnem Golde; ja die Ketten, an welchen seine Hunde liegen, sind sogar von diesem Metall. Dennoch ist dieser König sehr habsüchtig, denn er bezahlt seine Schulden viel lieber in Sklaven, als in Golde. In diesem Königreiche

keit des Handels und den Austausch wichtiger Bequemlichkeiten hat sich die alte Barbarei des Volks zu sanften Gefühlen gewöhnt, und in den meisten Gemüthern hat der abgeschmackte Aberglauben des Götzendiensts dem natürlichen und erhabnen Begriff eines einigen Gottes Platz gemacht.

Den Nachrichten zufolge, die wir von den Nationen gegen Süden vom Niger haben, scheint es, daß unter den mahomedanischen Schwarzen, die Strenge des Muselmanns durch die Weichheit des Negers gemildert wird, und daß die Religion selten die Veranlassung oder den Vorwand zum Kriege hergiebt, es sey denn, daß der Angreifende durch den Preis des Ueberwundnen angelockt werde.

Vielleicht wird die Aufmerksamkeit des Philosophen besonders erregt durch den Gebrauch kleiner maldivischen Schnecken (Porzellanschnecken, Kauris, Schlangenköpfe, Cipraea Moneta Linn.) der in Bornu, Kaschna, und bei den Einwohnern von Bengalen gleich gewöhnlich ist. Aehnlichkeit der Meinungen, oder des Betragens, wenn sie sich auf natürliches Gefühl, oder auf eine gleiche Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft gründet, beobachtet man ohne Erstaunen in Völkern, die weit von ein-

sind viele Neger und Menschen aus andern Völkern, deren Namen ich nicht wohl aufzeichnen konnte, weil ich hier nur einen Monat verweilte.

ander entfernt liegen und keine Verbindung haben; aber eine so eigenmächtige und künstliche Gewohnheit, als den Gebrauch, die Stelle des gemünzten Geldes mit Kauris zu ersetzen, konnte der Instinkt nicht hervorbringen, und das Ungefähr wohl schwerlich veranlassen; daß sie dem ungeachtet unter den Negern in Afrika, und den Einwohnern von Bengalen gleich gemein ist, bleibt also ohne Zweifel eine merkwürdige und sonderbare Erscheinung.

Einem Engländer kann das Verlangen, den gewöhnlichen Weg von Calais nach Neapel mit einem längern und wichtigern zu vertauschen, und von allbekannten Auftritten zu Untersuchungen überzugehen, wo jeder Gegenstand neu, und jeder Schritt eine Entdeckung ist, das Königreich Fezzan vorzüglich zur Untersuchung zu empfehlen. Wenn Alterthümer sein Hauptaugenmerk sind, so versprechen ihm die Ruinen, welche die Hütten von Jermah und Temissa beschatten, reichliche Befriedigung; verfolgt er aber die Erkenntnisse der Naturgeschichte, so muß der ausgebreitete Schauplatz nebst den zahlreichen Gewächsen dieses nie untersuchten Bodens seiner Aufmerksamkeit und Wißbegierde reichen Stoff geben. Wenn ihn aber sein Geist, zu kühnern Untersuchungen gestimmt, reizen sollte, mit den Kaufleuten von Fezzan zu reisen, so werden Entdeckungen von größerm Umfang seine Bemühungen auszeichnen und lohnen. Die mächtigen Reiche von Bor-

nu und Kaschna liegen seinen Untersuchungen offen; die reiche Stadt Tombuktu, deren Ueberfluß und strenge Polizei die Kaufleute der entferntesten Staaten von Afrika zu sich zieht, wird ihm die Quelle ihres blühenden Zustands entdecken. Sein Blick wird den in Geheimniß gehüllten Nigerstrom bis zu seinem unbekannten, zweifelhaften Ausfluß nachspüren; und Länder, die alten und neuen Untersuchungen verhüllt blieben, werden ihm bekannt werden. Sollte er sich aber zu der Karawane von Kairo begeben, so ist die Entdekkung der Lage und anderweitigen Ueberreste von dem Tempel des Jupiter Ammon, ein Unternehmen, welches ihm vielleicht gelingt. Denn dieselben Ursachen, welche die Quellen hervorbrachten, und das üppige Grün in den ehmaligen Ländereien des Tempels beförderten, müssen noch den glücklichen Boden auszeichnen; und deswegen scheint es unzweifelhaft, daß das gastfreie Kloster Huady l'Ottron, oder der benachbarte Freistaat Siwah, ein Platz, von welchem die Abreise bequem, und wohin der Rückzug leicht ist, beides die erforderlichen näheren Anweisungen und den nöthigen Beistand verspricht. Es findet sich jetzt ein Dollmetscher, dem das Arabische und Englische gleich geläufig ist, in London; und in den Städten Tunis, Tripoli, und Ceuta sind eine Menge Kaufleute, die sich des Spanischen oder Italienischen so geläufig bedienen, als des Arabischen, ihrer Muttersprache.

Aber

Aber unter allen Vortheilen, zu welchen eine bessere Bekanntschaft mit den innern Regionen von Afrika führen kann, ist der wichtigste die Ausbreitung des Handels, und die Beförderung der Manufakuren von Großbritanien. Die Erfahrung beweist allgemein, daß alle, sowohl gebildete, als wilde Nationen, nach Feuergewehren verlangen, sobald sie Mittel besitzen, sich dergleichen anzuschaffen. Wir haben nun erfahren, daß es der Eifersucht der kleinen Prinzen an der Südküste gegen die mächtigern innern Staaten, und der gänzlichen Vernachlässigung aller Versuche auf einem günstigern Wege unmittelbaren Eingang in das Innere des Landes zu erhalten, zuzuschreiben ist, daß der Absatz einer der vortheilhaftesten Manufakturen Großbritaniens gröstentheils auf die einzelnen Stämme eingeschränkt ist, welche die Küste des atlantischen Meeres bewohnen. Aus denselben Nachrichten können wir schliessen, daß die sorgsame Polizei, welche die Zufuhr aller Feuergewehre zu den innländischen Stämmen verbietet, zugleich als eine nöthige Vorsicht, die strengsten Einschränkungen auf den Umtausch andrer Güter gelegt hat. Wenn aber nach dem System der Mauren, dessen Wirkung sich durch eine viel zu lange Zeit bestätigt hat, um einen Zweifel gegen seine Zweckmäßigkeit übrig zu lassen, eine Gesellschaft von Engländern eine

Karawane zusammenbrächte und von den Ufern des Gambia so hoch an seinen Lauf hinaufwärts, wie es die Schiffarth erlaubte, oder von den Niederlassungen, welche man vor kurzem zu Sierra Leona gestiftet hat, ausgienge, so hätte man Ursach zu glauben, daß sich nach und nach ihrem Handel Länder öfnen würden, die den englischen Fabriken bisher noch nicht zugänglich, und wahrscheinlich von vielen Millionen Menschen bevölkert sind. Nach diesem System würde ihr Handel weit einträglicher seyn, als derjenige, welchen die Kaufleute von Fezzan führen; denn die ersten würden von ihren Schiffen aus nach einer Reise von 700 englischen Meilen denselben Marktplatz erreichen, wohin die Kaufleute von Fezzan von dem mittelländischen Meer an eine Reise von 3000 Meilen machen müssen. So würden sie auch den Vortheil haben, dieselben Artikel aus der ersten Hand zu erhalten, wobei die Fezzaner Kaufleute mancherlei Nachtheil, wie z. B. hohen Einkaufspreisen, geringerer Qualität der Waaren, und unbestimmten Zollabgaben und Ungerechtigkeiten der despotischen Regierungen in der Barbarei, unterworfen sind. Wenn man nun bedenkt, daß, unerachtet des kostbaren Landtransports und des ungeheuren Einkaufpreises der Waaren, die Handelsleute von Fezzan doch im Stande sind, solche Vortheile zu ziehen, die zur Erhaltung und Fortsetzung

ihres Handels dienen, so ist es klar, daß der Gewinn, welchen englische Kaufleute von einem ähnlichen Gewerbe ziehen könnten, wenn es nach dieser Angabe eingerichtet würde, ergiebiger seyn müßte, als noch bis jetzt irgend ein Handelsunternehmen gewesen ist. Die allgemeine Geschichte neuer Unternehmungen verbietet uns die Ausführung dieses Plans keiner Schwierigkeit unterworfen zu glauben; aber so weit sie von dem Klima des Landes oder der Religion der Neger abhängt, ist nichts zu befürchten; denn der lange Lauf der Flüsse läßt uns vermuthen, daß die innern Länder über die Meeresfläche erhaben, und das Klima also viel gemäßigter und wahrscheinlich gesünder ist; und wenn die Nachrichten des Sherifs zu verstehen geben, daß der Neger den Kaufmann als einen allgemeinen Freund des Menschengeschlechts ansieht, so zeigt auch die gemeine Erfahrung, daß das Kreuz und der halbe Mond nach dem Urtheil der Heiden gleichgültige Gegenstände sind, und daß der verhältnißmäßig gute Empfang des Muselmannes und des Christen mehr von ihren Waaren, als ihrem Glauben abhängt.

Eben so wenig wird die Erwartung bei der Uebersicht der Waaren niedergeschlagen, die von den Einwohnern gekauft werden können; denn ausser ihren baumwollnen Zeugen, die bei

allen inländischen Nationen als eine überall vorhandene und gewöhnliche Manufaktur beschrieben werden, mithin auch voraussetzen, daß die Baumwollenpflanze überall bei ihnen fortkommt, werden ihre Goldbergwerke, die das unbezweifelte Eigenthum verschiedner inländischer Staaten sind, in einem unbekannten und vielleicht unbegränzten Maaße einen Reichthum verschaffen, der auf allen Handelsplätzen der kultivirten Welt seinen ununterbrochnen und unbeschränkten Absatz findet.

Die verschiednen Nachrichten, welche die Früchte der ersten Bemühung der Gesellschaft waren, setzten sie in den Stand, ihrem Vaterlande diese wichtigen Gegenstände für den Handel auszuzeichnen und zu empfehlen; und wenn der Antheil an der Wohlfahrt ihres Vaterlandes, und das noch weit ausgebreitetere Interesse an philosophischer Erkenntniß ihre Bemühungen leitet, und ihre Hofnung belebt, so kann sie auch nicht gleichgültig seyn bei der Betrachtung, daß im Verfolg dieser Vortheile deren Mittel so friedfertig als gerecht ihre Absichten sind, die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, die Vortheile mechanischer Künste und Manufakturen, und die Veredlung des Geistes solchen Nationen mitgetheilt werden kann, die bis jetzt hofnungsloser Barbarei und allgemeiner Verachtung preis gegeben waren.

IV.

Fragmente
über die
Geschichte der Seiks.

Wir haben schon im dritten Bande dieser Beiträge einige Nachrichten von der Religion der Seiks (Sieks) geliefert, und theilen hier noch einige Bruchstücke über ihren Stifter und ihre Geschichte mit, die aus einem vor kurzem in London gedruckten Buche genommen sind, welches den Titel führt: Sketches of the History Religion etc. of the Hindoos. London 1790. 8. Der Verfasser dieser Skizzen giebt über die noch immer dunkle Geschichte dieses Volks weit bessere Aufschlüsse, als alle andere Schriftsteller *), die vor ihm von den Seiks gehandelt haben.

*) Zur Zeit können wir über die Geschichte der Seiks nur zwei Schriftsteller anführen: den Hrn. Anquetil du Perron, der in seinen historischen und chronologischen Abhandlungen von Indien in Tiefenthalers Beschreibung von Hindostan 2. B. 1. Th. S. 192 bis 206 zur Zeit die vollständigsten Nachrichten gesammelt hat. Ausser ihm hat Herr Sullivan den Seiks einen besondern Abschnitt in seiner Analysis of the political history of India gewidmet, welcher in der von mir

Wenn man über den Attuk, den östlichsten Hauptarm des Indus, geht, tritt man in das Gebiet der Seiks. Ein Volk, das seinen religiösen Ursprung einem Hindu, Namens Nanek, vom Stamme der Khatry oder Rajaputs, verdankt. Sein Vater Baba Caloo besaß einen kleinen Bezirk in der Provinz Lahore, der den Namen Telvandi führt, wo Nanek im Jahr 1470 unsrer Zeitrechnung geboren ward *).

1787 besorgten Uebersetzung im achten Abschnitt eingeschaltet, und aus andern Nachrichten hin und wieder ergänzt worden.

*) Naneks hier angegebenes Geburtsjahr weicht an 200 Jahr von den bisher bekannten Angaben ab. Rennel setzt den Anfang der allmäligen geheimen Verbindung der Seiks in der Nachbarschaft der östlichen Gebirge, während der Regierung des Kaisers Sha Jehan, der Hindostan, vom Jahr 1628 bis 1658 beherrschte. (Rennels Memoir. II. Edit. S. 64) Anquetil setzt Naneks Zeitalter später gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, und macht ihn zum Zeitgenossen des Kaisers Aurungzebe, ohne jedoch irgend etwas bestimmtes von diesem ersten Lehrer der Seiks zu sagen. Allein Nanek muß früher gelebt haben, neun Gurus waren seine Nachfolger, oder die Seiks haben seit der Entstehung ihrer Republik zehn geistliche Oberhäupter gehabt. Wenn wir diesen auch eine noch so kurze Regierungszeit geben, und wenn wir auch annehmen wollten, die meisten hätten das Schicksal des letzten Propheten gehabt, wovon jedoch die indische Geschichte keineswegs alle Beweise enthält, so kann diese Anzahl nicht in dem erwähnten kur-

Man erzählt viele Geschichten von den bewundernswürdigen Aeusserungen ausserordentlicher Fähigkeit und Weisheit, die man an ihm in seiner Kindheit bemerkt haben will. Auch scheint er wirklich große Anlagen besessen zu haben, seine Erziehung aber war übrigens wie die aller jungen Leute im Orient, man lehrte ihn lesen, schreiben und rechnen; und ließ ihn in den Shastres, oder Commentaren über die Gesetze und Religion des Landes, unterrichten.

Nach der gewöhnlichen Sitte der Hindus ward er auch früh mit einer Person seines eignen Stammes verheitathet, die ihm zwei Söhne gebahr.

Er ward früh ein Verehrer des Nagarney Gottesdienstes, der in der Verehrung eines einzigen unsichtbaren Gottes besteht, und verhältnißmäßig mit dem Dienste der Götzen nur

zen Zeitraum den Staat der Seiks beherrscht haben. Unsers Verf. Meinung über die frühere Ausbreitung dieser Religion wird ausserdem noch von Hrn. Wilkins bestätigt, (s. Neue Beiträge 3. Th. S. 152) der 1781 von den Bekennern dieser Lehre in Patna erfuhr, ihr Stifter Nanek habe vor 400 ahren in Lahor gelebt. Er hat die Schrift des Herrn Wilkins nicht gekannt, sondern seine Bemerkungen über die Seiks meist vom Obersten Polier entlehnt, der sich lange im nördlichen Hindostan unter einigen dieses Volks aufhielt, und während dieser Zeit allerlei interessante Nachrichten sammelte.

wenige Anhänger in Indien hat. Eigentlich sind die Mitglieder dieser Religion wahre Deisten, die entweder die reine Religion von Anfang an unverfälscht beibehalten, oder in spätern Zeiten die groben Fabeln der Brahmanen verworfen haben. Wie diese Gottesverehrer pflegte er oft gegen die Thorheiten des Götzendienstes, und das Gotteslästerliche irgend jemand ausser dem höchsten Wesen Anbetung zu weihen, lebhaft zu eifern.

Nachdem er häufig ein Verlangen geäussert hatte, auf Reisen zu gehen, verließ er im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters seine Familie, und durchreiste Bengalen und die meisten östlichen Provinzen von Hindostan. Auf einer zweiten Reise gieng er nach Süden, und wie man sagt, bis nach der Insel Ceylon, und auf einer dritten nach Persien und Arabien. Auf diesen verschiednen Reisen scheint er ungefähr funfzehn Jahre zugebracht zu haben. Bei seiner Zurückkunft von der dritten erklärte er seine Absicht, sein Vaterland nicht wieder zu verlassen, und da er einen Wunsch geäussert hatte, seinen Wohnsitz an irgend einem Fluß, entfernt von allen Städten, zu wählen, gab ihm der Rajah von Calanore*), der einer von seinen An-

*) Tiefenthaler hat diesen Ort in seiner Beschreibung der Provinz Lahor nicht angeführt, indessen liegt in La Rochettes Karte von Indostan an

hängern war, ein Stück Land an den Ufern des Rawi, achtzig Meilen nordostwärts von Lahore. Hier ließ sich Nanek für den Ueberrest seiner Tage in einem bequemen Gebäude, welches der Rajah für ihn erbauen ließ, häuslich nieder: und da er von allen irdischen Sorgen frei zu seyn wünschte, mußten seine Frau und Kinder zu Calanore wohnen, und kamen nur gelegentlich zum Besuch zu ihm. Da er sich durch seine Gelehrsamkeit, Weisheit und Frömmigkeit einen großen Ruf erworben hatte, kamen Leute von allen Religionen, um ihn zu sehen, und die Seiks versichern, man habe in seiner Gegenwart vergessen, daß es mehr als eine Religion gäbe. Er starb in einem Alter von siebzig Jahren, etwa um 1540. Der Ort, wo er gewohnt hatte, hieß Kartarpur, aber nach seinem Tode nannte man ihn Dihra Deira, oder den Ort der Anbetung.

Der älteste Sohn Serikchund war der Stifter einer andächtigen Sekte, die sich Nanek Shoy nannte. Der zweite Letchimidan heirathete und zeugte verschiedne Kinder. Wegen der Unterdrükkungen der mohrischen Statthalter verließ er Telvandy sein väterliches Erbtheil, und wählte seinen Wohnsitz zu Kartarpur, welches noch jetzt

den Ufern des Rawi eine Festung Cannalore, die vermuthlich der damalige, vielleicht auch der gegenwärtige Hauptsitz dieses Rajah ist.

seine Nachkommen besitzen. Ungeachtet aber diese von den Seiks als die Nachkommenschaft Naneks geehrt werden, geniessen sie dennoch keiner religiösen Verehrung, und werden auch nicht als die Oberhäupter ihrer Sekte oder ihres Stammes betrachtet.

Auf seinem Sterbebette ernannte Nanek mit Uebergehung seiner Kinder und Anverwandten, einen Lieblingsjünger Namens Lhina, zu seinem Nachfolger, seine Lehre auszubreiten. Diesem ertheilte er den Namen Angud, welches gleichförmig bedeuten soll. Angud war ebenfalls vom Stamme der Khatrys, und von einer ansehnlichen Familie aus eben der Provinz als Nanek. Jhm vertraute er die Sorge, seine Vorschriften zu sammeln, welches er in einem Werke that, das den Namen Potby, oder das Buch führt: und in einem andern Buch, welches den Titel Jenum Sakky hat, lieferte er eine Lebensgeschichte Naneks *). Diese Schriften sind in dem Dialekt von Punjab †), aber mit

*) Diese Lebensbeschreibung hat Herr Le Gentil vor einiger Zeit nach Europa gebracht, und sie wird unter den Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris verwahrt. D' Anquetil hat davon eine Uebersetzung versprochen, welche über den ersten Ursprung der Seiks viel Licht verbreiten wird.

†) Dieser Dialekt, der in der Provinz Lahor und Multan geredet wird, ist eine Tochter der allge-

besondern Schriftzügen, welche Gour Mouekty heissen, und die Nanek selbst, um seine Lehren damit aufzuzeichnen, erfunden haben soll, geschrieben.

Angud folgte dem Beispiel Naneks, und ernannte zu seinem Nachfolger als Guru oder heiligen Meister, seinen Jünger Amerdoß; und diese Sitte scheint man so lange beibehalten zu haben, als man blos einem einzigen Oberhaupt gehorchte.

Die Seiks scheinen viele Jahrhunderte lang in tiefem Frieden mit dem ganzen Menschengeschlechte gelebt zu haben; und da ihre Sitten so ganz unschädlich waren, erwarben sie sich den Schutz des mahomedanischen Hofes. In diesem Zeitraum nahm die Anzahl ihrer Anhänger beständig zu; ihre Besitzungen erweiterten sich beträchtlich. Einige der benachbarten Rajahs traten zu ihrer Religion über, und die Regierung überließ ihnen einige waldigte und unangebaute Distrikte. Aber in eben dem Maaß, als ihre Macht und ihr Ansehen zunahmen, scheinet ihr

meinen hindostanischen Sprache, die nach den verschiedenen Provinzen und der verschiedenen Kultur der Einwohner allerlei Abänderungen erlitten hat. Er ist stark mit dem persischen und tatarischen vermischt, weil diese Gegenden seit den ältesten Zeiten der Tummelplatz der verschiedenen indischen Eroberer waren. Tiefenthaler versichert, sie weiche wenig von dem gewöhnlichen indischen ab.

sanfter und demüthiger Geist von ihnen gewichen zu seyn, und zuletzt traten sie nicht mehr als bescheidne Hülfsbedürftige, sondern mit den Waffen in den Händen auf. Der erste kriegerische Anführer, der sich unter ihnen auszeichnete, hieß Taigh. Der zweite war der zehnte und letzte Guru, Govand (Gobind) Sing*), der, nachdem er sich anfänglich gegen die Regierung aufgelehnt hatte, sich in der Folge mit dem Kaiser Bahauder Schah †) aussöhnte, und sogar an seinem Hofe erschien. Ein patanischer Soldat brachte ihn aus Privatrachgier meuchelmörderisch ums Leben, die Seiks vermutheten aber, er sey auf geheimen Befehl des Kaisers ermordet worden. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, oder wie es einige behaupten, es aus Ehrfurcht gegen eine Prophezeihung, daß nur zehn Gurus seyn würden, un-

*) Man hat von diesem letzten geistlichen Fürsten der Seiks noch Münzen, die seinen kriegerischen Enthusiasmus zeigen. Auf der einen Seite sieht man einen Säbel mit der Ueberschrift: Sieg, und auf der andern die Worte: Gobind Guru.

†) Bahadar Shah, der als Kaiser von Hindostan auch den Namen Shah Allum führte, regierte von 1707 bis 1712. Unter ihm verlor der letzte Guru der Seiks sein Leben, nicht aber, wie man bisher geglaubt hat, unter seinem Nachfolger Furrckšir, dem vierten Kaiser von Hindostan, der nach Aurungzebe regierte. Der damals in Delhi hingerichtete Anführer der Seiks war nur einer ihrer temporairen Befehlshaber.

terlassen hatte, wählten die Seiks zu ihrem Anführer einen ihrer Brüder, Namens Banda. Dieser war von einem muthigen und thätigen Charakter, und wagte daher bald Streifzüge in die benachbarten Provinzen; vornehmlich aber führte er mehrere Jahre lang einen räuberischen Krieg gegen den mogolischen Subahdar *) von Lahore. Endlich ward er überfallen und gefangen genommen, und nebst seiner Familie, und vielen seiner Landsleute nach Delhi geschickt, wo sie einen schmählichen Tod erdulden mußten. Das damals vergoßne Blut besiegelte die Rache, welche die Seiks damals gelobten, und gründete den unauslöschlichen Haß, den sie seitdem immer gegen die Mahomedaner geäussert haben. Sie setzten ihre Kriege mit dem mogolischen Reiche eine Zeitlang mit abwechselndem Erfolg fort. Endlich aber

*) Subah war die Benennung der großen Reichsprovinzen unter den mogolischen Kaisern, und deren Statthalter hiessen Subadars, d. i. Vicekönige. Diese ernannten nachher Unterbefehlshaber der kleinen Distrikte, die man Naibs, Nabobs titulirte. In Kaiser Acbars Landbuch ist ganz Hindostan, so weit er es beherrschte, in funfzehn Subahs eingetheilt. Jetzt ist dieser Titel nur noch in einem kleinen Theile der Halbinsel disseits des Ganges übrig. Die Vorfahren des Subah von Decan waren von diesem ehedem großen Lande Subadars, und einer ihrer Nachkommen hat von ihren ehemaligen Ländern, so wie von ihrem Titel, nur einen Theil behalten.

benutzten sie die innerlichen Unruhen, welche Nadir Schahs Einfall veranlaßt hatte, und eroberten verschiedne Distrikte. Ueberall wo sie siegten, zerstörten sie die Moscheen, und da sie Neubekehrte in ihre Religion aufnahmen, nöthigten sie alle diejenigen, die nicht zu ihrer Sekte übertreten wollten, das Land zu verlassen.

In der Folge reizten sie den Zorn des benachbarten Königs von Candahar Achmet Schahs, der sie mit seinem gewöhnlichen Muth angriff. Sie waren jetzt unter verschiedne Oberhäupter vertheilt, die theils Abkömmlinge ihrer Gurus, theils Hindu Edelleute waren, die ihren Glauben angenommen, und sich mit der Nation vereinigt hatten. Der Krieg mit den Afghanen von Candahar dauerte mehrere Jahre hindurch, während denen sich die Seiks entweder in ihre festen Plätze zurückzogen oder auf ofnem Felde offensive agirten, je nachdem ihre Umstände es erlaubten. Zuletzt aber vertrieben sie diese aus Norden hergekommenen Feinde, und eroberten nicht allein die ganze weitläuftige Provinz Lahor, sondern sind auch jetzt im Besitz des größten Theils von Multan, und verschiedner Distrikte in der Gegend von Delhi bis an den Jumnafluß.

Da Nanek die Religion des Brama von ihrer Mythologie befreit hatte, beten die Seiks den unsichtbaren Gott allein ohne Abbildung an; sie kennen

kennen auch wie die übrigen Indier keine Untergottheiten; und obgleich sie das Andenken ihres Stifters, wie auch einiger ihrer Gurus, deren Namen sie oft anführen, sehr schätzen, so erweisen sie ihnen doch keineswegs Verehrung, oder wenden sich an diese, um durch ihre Vermittelung etwas von dem höchsten Wesen zu erhalten.

Sie essen alle Arten von Fleisch, Rindfleisch allein ausgenommen; indem sie für dieses Thier, wahrscheinlich wegen seiner großen Nützlichkeit, eben die Achtung als die Hindus hegen. Sehr häufig aber geniessen sie Schweinfleisch, vermuthlich weil es den Mahomedanern verboten ist *).

Die blaue Farbe, die von den Hindus für unglücklich gehalten wird, ist die Hauptfarbe in der Kleidung der Seiks; gerade als ob Nanek dadurch die Schwachheit und Thorheit religiöser Vorurtheile zu erweisen gedachte. Ihre Kleidung besteht mehrentheils in blauen, langen Unterkleidern von baumwollnen Zeuge; einem blau gewürfelten Stück Zeug, welches wie ein schottischer Plaid über die rechte Schulter geworfen wird, und in einem blauen Turban.

*) Nach d' Anquetil wird das Essen, so oft die Seiks einen andern, vorzüglich einen Mahometaner, in ihre religiöse Gemeinschaft aufnehmen, und diesen zu ihren Liebesmahlen zulassen, mit einem Schweinszahn umgerührt.

Eine Versammlung der verschiednen Oberhäupter, die aber einzeln ganz unabhängig von einander sind, und von denen jeder unumschränkter Beherrscher seines Gebietes ist, besorgt die öffentlichen Staatsangelegenheiten. In dieser Versammlung wird alles, was die Sicherheit der Nation betrift; das von jedem Chef in Kriegszeiten zustellende Truppencontingent, die Operationen ihrer Armeen, und die Wahl eines schicklichen Anführers derselben abgehandelt, und durch die Mehrheit der Stimmen entschieden. Die Mitglieder kommen jährlich einmal, und ausserdem, wenn die Umstände es erfordern, zu Anbertsor *), einem Orte, dem sie eine gewisse religiöse Ehrfurcht bezeigen, zusammen. Hier ist ein großer Tank oder Teich befindlich, der vortreflich ausgeziert, mit Granit ausgesetzt und mit Gebäuden umgeben seyn soll.

Die gesammte Macht der verschiednen Oberhäupter beläuft sich ungefähr auf zweimalhundert tausend Mann Reuterei. Selten aber kann man sie dazu bringen, gemeinschaftlich zu verfahren, es sey denn, daß eine allgemeine Gefahr ihrer ganzen Nation droht, auf welchem Fall sie sich allemal vereinigen.

*) Tiefenthaler nennt S. 126 diese Stadt Amarsar und beschreibt sie wie dieser Verfasser. Sie liegt am östlichen Ufer des Rawiflusses, 18 Meilen seitwärts von Lahor, und auf La Rochettes Karte ist sogar der obenerwähnte heilige See bemerkt.

Ausser einem Säbel führen ihre meisten Soldaten eine Luntenflinte, welche zwar für Reuter ein ungeschicktes Gewehr zu seyn scheint, dessen sie sich aber mit großer Gewandheit zu bedienen wissen, denn sie sind meistentheils vortrefliche Schützen. Diese Flinten führen eine größere Kugel als eine englische auf eine viel größere Weite; und sie bedienen sich ihrer oft mit gutem Erfolg, ehe der Feind nahe genug ist, um das Schwerd zu gebrauchen.

Sie sind von Natur eine starke Rasse von Menschen, und ihre rauhe Lebensart härtet sie zu den größten Beschwerden ab. Im Felde haben nur die vornehmsten Offiziere Zelte, und auch diese sind ausnehmend klein, so daß man sie mit leichter Mühe aufheben und von einem Orte zum andern schaffen kann. Bei kalter Witterung wickelt sich der Soldat des Nachts in eine wollene Decke, die er auf dem Marsche zusammenpackt, und auf seinem Pferde fortbringt.

In neuern Zeiten haben sie beinahe alle benachbarten Länder unter Contribution gelegt; und um sich gegen ihre Streifzüge zu schützen, haben sich verschiedne kleine Fürsten entschlossen, ihnen einen jährlichen kleinen Tribut zu entrichten, und unter ihren Schutz zu begeben.

Ihr Land ist sehr gut angebaut, und reich an Menschen und Vieh. Die Pferde von Lahor wer-

den höher geschätzt, als alle, die in andern Gegenden von Hindostan erzeugt werden *).

Man sagt, sie hegten eine Art von abergläubischer Ehrfurcht für ihre Schwerde. Durch das Schwerd errangen sie ihre Unabhängigkeit und Macht, und haben solche auch bisher behauptet. Ungeachtet die Seiks in allen Dingen unendlich weniger abergläubisch als die Hindus sind, pflegen sie doch, ehe sie mit einem andern Glaubensgenossen essen, ihr Schwerd zu ziehen, es über die Speisen zu strecken, und einige kurze Gebete herzusagen, worauf sie ohne Umstände davon geniessen.

Ganz gegen den Gebrauch aller übrigen Völker von Hindostan haben sie eine große Abneigung gegen das Tabakrauchen. Viele von den Geringern aber rauchen und kauen Bang †) in solchem Maaße, daß es zuweilen eine Art von Berauschung hervorbringt.

*) Man glaubt, die Provinz Lahor sey der Pferdezucht vorzüglich günstig, und da sie vortrefliches Futter im Ueberfluß hervorbringt, hatte man ehedem an verschiedenen Orten Stutereien auf Rechnung des großen Moguls angelegt. Man schickte persische und arabische Hengste hin, und in allen Marställen hatte man gemeßne Befehle gegeben, alle persische und arabische Pferde, die durch irgend einen Zufall zum Reiten untauglich wurden, nach den Stutereien in Lahor zu schicken. Vielleicht verdankt man diesem Umstand die jetzige vorzügliche Güte der hiesigen Pferde.

†) Bang nennt man in Hindostan die Blätter und den Saamen des wilden Hanfs, wovon die Einwohner die ersten als Opium rauchen, und aus den letzten ein berauschendes Getränke bereiten.

V.

Auszug
aus einem Briefe
des englischen Consuls zu Alexandrien
Herrn Baldwins,
über den
Negerhandel in Egypten,
und das dortige Verkehr
mit einigen benachbarten Ländern.

Alexandrien, den 21. Junius.
1789.

Herr Baldwin schrieb dem Herzog von Leeds den 21. Junius 1789 über den Sklavenhandel in Egypten die Anzahl derer, welche jährlich dorthin gebracht und verkauft werden; ihre Eintheilung in geborne Afrikaner und Asiaten; aus welchen Gegenden sie herkamen, und über die Frage, ob die männlichen Sklaven gewöhnlich kastrirt werden, folgendes.

1) Ueber den Unterschied zwischen den asiatischen und afrikanischen Sklaven.

Die asiatischen Sklaven werden aus Georgien, Mingrelien, Cirkassien und den Grenzen von Persien gebracht. Sie gehören zu eben der Menschenrasse, aus denen man sonst die in der Geschichte der Türken berühmten siegreichen und unüberwindlichen Janitscharen erwählte. Bei

ihrer Ankunft in Egypten behalten sie die Benennung von Sklaven. Denn dieses bedeutet das Wort Mamaluk, welches man ihnen beilegt; im Grunde aber Ansprüche auf Herrschaft giebt. Ihre Anzahl in ganz Egypten beträgt jetzt etwa vier tausend Seelen, und die jährliche Einfuhr ist, seitdem Rußland die Unabhängigkeit ihrer Geburtsländer behauptet, etwa hundert Köpfe. Gewöhnlich werden diese von den Beys gekauft, die aus eben der Quelle entsprossen sind. Durch diesen Kauf werden sie Glieder des Corps der Mamaluken, nehmen die mahomedanische Religion an, werden zu dem Gebrauch der Waffen gezogen, und betreten eine Laufbahn, welche die tapfern und geschickten unfehlbar zu Hoheit und Größe führt.

Zu den Zeiten Ali Beys belief sich ihre Anzahl auf zehntausend Köpfe. Aber seine Kriege, und der Geist des Aufruhrs und der Uneinigkeit, den er hinterließ, haben sie bis auf die vorher bemerkte Anzahl vermindert. Da nunmehr auch die Gelegenheit, den Abgang zu ersetzen, wegfällt, nähern wir uns dem Zeitpunkt ihrer gänzlichen Erlöschung, der Egypten ganz wehrlos jedem Staate in die Hände liefern wird, der dessen Eroberung unternehmen will.

Die eigentliche Bestimmung der afrikanischen Sklaven hingegen ist Knechtschaft. Sie

behalten ihre eigenthümliche Benennung Alid, welches einen eigenthümlichen Sklaven bedeutet, und ihre Farbe ist bis auf einige geringe Abstufungen schwarz. Nichtsdestoweniger ist ihr Zustand in Egypten sehr leidlich. Es mag nun Menschlichkeit oder Eigennutz, natürliche Neigung oder Vernunft der Bewegungsgrund ihres Verfahrens seyn, so ist es doch unleugbar, daß die dortigen Herren sie mit väterlicher Zärtlichkeit behandeln, ihnen großes Zutrauen beweisen, ihnen die Besorgung ihrer Angelegenheiten übergeben, sie verheirathen, und ihren wohlthätigen Plan unabänderlich getreu bleiben. Dafür aber bemerkt man auch beinahe in der Regel bei den Sklaven, eine Liebe und Treue, die nichts erschüttern kann. In ihrem Betragen herrscht ein Ernst, der ihnen eigenthümlich zu seyn scheint, und in allen ihren Handlungen äussert sich eine Urtheilskraft, die sehr nahe an Verfeinerung grenzt. Und doch sind diese Menschen, Sklaven, Neger, aus eben der Pflanzschule, aus der unsre Inseln versorgt werden, wo man glaubt, daß sie vom Menschen weiter nichts als die Gestalt besitzen.

Wahr ist es, man gebraucht sie hier nicht zu den mühsamern Geschäften des Lebens. Diese werden von den eingebornen Landsleuten verrichtet: und daher ist auch die Anzahl der jährlich

eingeführten Sklaven unbeträchtlich, im Vergleich mit der ungeheuren Menge, die jährlich nach Westindien geschleppt wird. Ich weis aus sichern Anzeigen, daß die Einfuhr höchstens auf fünftausend hinansteigt, Männer und Weiber zusammengerechnet, von denen letztere in größerer Menge eingeführt werden. Man bringt sie aus den Königreichen Seenar, Darfur, Fezane und Abyssinien, und die geringste Anzahl, obgleich wegen ihrer Lenksamkeit die beliebteste, kömmt aus Abyssinien.

In Egypten hängt der Sklave ganz von der Willkühr seines Herrn ab. Aber nach allen Nachforschungen habe ich kein Beispiel *eines* rachgierigen oder leidenschaftlichen *Mißbrauchs* dieser Gewalt erfahren können. So sagt der Herr, wenn mein Sklave mir mißfällt, so kann ich ihn ja veräussern, warum sollte ich mein Eigenthum vernichten? Dem Sklaven wiederum steht es frei, zu sagen: mein Herr ist grausam, laßt mich auf dem Markt ausrufen; und er wird verkauft.

Dies scheint in Absicht auf die unumschränkte Gewalt des Herrn ein Widerspruch zu seyn; aber selbst in diesem Lande der Barbarei haftet ein so hoher Grad von Mißbilligung auf dem Mord eines Sklaven, daß die billige Forderung der Barmherzigkeit die Kraft eines Gesetzes

hat. Und welcher Nachtheil könnte wohl aus diesem Gang der Sachen entstehen? Sollte der Sklave gereizt werden, aus Laune und Eigensinn zu fordern, daß man ihn verkaufe, da er doch nur einen Herrn gegen einen andern vertauscht. Oder sollte der Verlust eines mißvergnügten Sklaven dem Herrn großen Schaden bringen. Ich besorge keinen Mißbrauch dieser Gelindigkeit in unsrer Sklavenbehandlung, und auch die Erfahrung widerspricht mir nicht. Freilich würde es in unsern Inseln, wo die Arbeit mühsam ist, die Speisen ungesund sind, und wo die rachgierige Heftigkeit des Herrn durch die ganze Beschaffenheit des Dienstes aufgeregt wird, ganz anders damit aussehen, und ich fühle selbst, daß die allgemeine Regel den besondern Fällen weichen muß. Das Uebel scheint eine traurige Folge der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu seyn. Und doch könnten die Eigenthümer vielleicht die Arbeit weniger dringend fordern, und die Nothwendigkeit des Zwanges einigermaßen mildern. Vielleicht wäre es sogar weise, einige Zuckerfässer der Erhaltung der Sklaven aufzuopfern. Sie müßten bedenken, daß unter allen Menschen diese Wilden der vollständigsten Freiheit geniessen; und daß der Uebergang von vollkommner Freiheit zu der härtesten Sklaverei, wahrlich keine geringe Sache ist. Daß diese Sklaven wirklich die

ganze Härte ihres Schicksals empfinden, beweisen die tausend Beispiele, wo sie den Tod in seinen schrecklichsten Gestalten der Sklaverei vorzogen, unwiderleglich; und könnten Engländer diese Empfindung vernichten wollen, könnten sie solche für Rachgier ausschreien! Engländer, die selbst auf dieses Gefühl stolz sind, deren höchster Ruhm Tod oder Freiheit ist! Ich hoffe zwar nicht, daß das Beispiel der Türken hinlänglich wirksam seyn dürfte, um das Schicksal der armen Menschen, die unter unserm Joche schmachten, zu mildern; und wenn es dabei einige unvermeidliche Uebel giebt, so müßte man sie wenigstens mit aller möglichen Menschlichkeit erleichtern, um sie erträglich zu machen.

Die wenigen Sklaven, welche zum Dienste des Serails und einiger Großen verschnitten werden, erfahren dieses traurige Schicksal nur nach ihrer Ankunft in Oberegypten, wo, wie man mir sagt, eine koptische Familie wohnen soll, die dieses Gewerbe seit langer Zeit vom Vater auf den Sohn fortgeerbt hat, und darin viel Geschicklichkeit zu besitzen im Rufe steht. Die jährliche Anzahl der Verschnittenen aber beträgt nicht mehr als etwa zwanzig.

Die Karawane, vermittelst welcher dieser Handel geführt wird, macht ihre Reise jährlich und zieht, wie ich vorhin angemerkt habe, nach

den Königreichen Seenar, Darfur, Fezane und Abyssinien. Sie nehmen Seekorallen, venetianisches Glas, Glaskorallen uud einige andre Waaren dieser Art, nebst Flintenläufen, und in Egypten verfertigtes Leinen mit, und vertauschen diese Artikel gegen Sklaven, Goldstaub, Gummi, Tamarinden, Elephantenzähne und Straußfedern. Der ganze Werth dieses Handels beträgt etwa hundert tausend Pfund Sterling, doch könnte er, wenn die egyptische Regierung den Handel begünstigte, sehr erweitert werden.

Von Egypten aus reist auch jährlich eine ansehnliche Karawane nach Mekka; sie verdanket ihre erste Errichtung der Religion, doch wird sie auch in Absicht auf den Handel so sehr begünstiget, daß alle Waaren, welche diese Karawane aus- und einführt, von allen Abgaben frei sind. Sie beschäftigt ungefähr sechstausend Kameele, und führt gewöhnliches Leinen, Seekorallen, Glaskorallen, Bernstein, Cochenille, französische Tücher, Quecksilber, Pimento, Zindel, deutsche Thaler und venetianische Zechinen nach Mekka und Gedda. Der Werth dieser Artikel beträgt etwa hundert tausend Pfund Sterling, und man vertauscht sie gegen indische Waaren, Musseline, Zeuge von Surat, reiche Shauls und Kaffee. Dies ist aber nur ein geringer Theil des Han-

del, den Cairo mit Gedda führt; der beträchtlichere Theil desselben wird zur See getrieben, und beschäftiget wenigstens funfzig Schiffe, jedes von zweihundert Tonnen, und einige von tausend Tonnen. Vermittelst dieses Handels werden nicht weniger als drei Millionen Pfund Sterling in Umlauf gebraucht.

Es ziehen auch beständig mehrere Karawanen zwischen Cairo und Syrien hin und her, die jede mehrentheils hundert Kameele stark sind. Sie bringen Baumwolle, Seide und Seife, und führen leinen Zeuge, Kaffee und Gold aus. Der Ertrag dieses Handels ist etwa funfzig tausend Pfund Sterling.

Eine andre Karawane kommt jährlich aus Fez und Marokko mit den Unterthanen dieser Reiche. Sie besteht gewöhnlich aus fünftausend Kameelen mit Waaren beladen, und aus funfzehntausend Maulthieren für die Reisenden. Sie bringen Goldstaub und gemünztes Gold, und auch Silber in Stangen, und nehmen dagegen indische Waaren und rohe Seide. Dieser Handel beträgt etwa hundert tausend Pfund Sterling jährlich. Ein Theil dieser Karawane zieht weiter nach Mekka, und ein Theil bleibt zurück, um

Ge=

Geschäfte zu betreiben, und kommt dann mit der wiederkehrenden nach Hause.

Ausser diesen kenne ich keine andern eigentlichen Handel treibenden Karawanen. Die sogenannten Karawanen von Cairo nach Suez, und von einem Orte zum andern im egyptischen Gebiete, sind bloße Transportkarawanen. Die Kameele für diese werden von den Arabern unterhalten, welche beständig alle fruchtbaren, an die Wüste grenzenden Länder umgeben, und sich durch diese Transporte einen reichlichen Unterhalt verschaffen; doch selbst damit sind sie nicht immer zufrieden. Sie suchen unaufhörlich noch einen Vorwand zum Kriege, oder eigentlicher zum Raube, und werden durch ihre Streifereien eben so schädlich, als sie auf der andern Seite nützlich sind.

Ich habe nunmehr den Forderungen der Regierung so viel als möglich ein Genüge zu leisten gesucht, und die Umstände in möglichster Treue dargestellt. Jetzt nehme ich einige Maaßregeln, welche mir neue und zuverlässige Hülfsquellen eröfnen sollen, um mehrere Umstände zu entdecken, die auf die Beschaffenheit und den Umfang dieses Handels, auch auf den ganzen Zustand, die Bevölkerung, Cultur und Regierung der angrenzen-

den Länder, Licht werfen können, ich schmeichle mir also, diesen meinen Endzweck nicht zu verfehlen. Vorläufig kann ich ihnen die Nachricht mittheilen, daß ein angesehener Engländer, Namens Roberts, sich zu Cairo aufhält, und den Entschluß gefaßt hat, Abissinien zu bereisen; mit diesem stehe ich in so genauer Verbindung, daß ich mir von ihm jede interessante Nachricht, die er erfährt, versprechen darf. Er ist ein gescheuter, bejahrter Mann, von edlem Charakter, und liebt sein Vaterland aufrichtig. Häufige Unterredungen mit Leuten, denen dieses Fach bekannt ist, würden mich schon in den Stand setzen, einen Umriß davon zu liefern. Aber natürlicherweise wird der Staat sichere, auf Thatsachen gegründete Berichte schwankenden Nachrichten vorziehen, die man etwa leicht widerlegen könnte.
